



Berlin, den 27. August 1904.

Der Kluge Hans.

Togo und Kuroki, Möller und Mirbach haben einen Rivalen. Fast so viel wie über die vier großen Organisatoren ist in den letzten Wochen über ein Wesen geschrieben worden, dessen Leistungen die deutsche Menschheit zu nicht geringerem Staunen reizen. Ein Pferd. Name: Der Kluge Hans. Titel: Das Wunderpferd. Das Bild des neuen Preßgünstlings ist sicher in Scherls Depeschenaal, wahrscheinlich auch in Scherls illustrierten Blättern zu sehen. Vierzehn Tage lang waren alle Zeitungen vom Ruhm seiner Thaten voll; ward uns berichtet, daß es lesen und rechnen, Farben unterscheiden und Menschen erkennen, zwar nur mit dem Huf reden, doch offenbar mit dem Hirn assoziiren und denken kann. Nicht etwa von der Sorte, die im Circus Taschentücher und Zuckerstückchen sucht und manchmal auch findet. Ein intelligentes und intelligibles Wesen. Deshalb drängt sich Ganzberlin zu den Vorführungen. Hoher Adel, Generale, Professoren. Nächstens wird der Kaiser das Pferd examiniren. Und Haackel hat seinen Besuch angesagt; „dieser Gelehrte“, stand im Lokalanzeiger, „vertritt die Ansicht, daß die Seelenthätigkeit der Thiere von der menschlichen nur graduell verschieden sei“. Unglaublich, auf welche Tollheiten solche gottlose Leute kommen. Jedenfalls ist der Kluge Hans aber eine Sehenswürdigkeit. Togo oder Kuroki, Möller oder Mirbach: Einer der Biere steckt in dem Thiere. Als die Bewunderung den Gipfel erreicht hatte, ging es bergab. Schwindel, lasen wir; keine Spur von einem Geist: Alles Dressur. Hans gehorcht dem Augenwink des Stallknechtes, der in der schlau inszenirten Komödie die Hauptrolle spielt. Der schlichte Mann aus dem Volk

hat es selbst einem Interviewer gestanden. Einem Interviewer! Warum, sprach ich zu mir, warum kam Dir, Du Tropf, nicht dieser Einfall? Wirft Du denn nie redigiren, das Bedürfniß Deiner Zeit nie empfinden lernen? Natürlich mußte man interviewen, was irgend zu interviewen ist: das Pferd, den Besizer, den Stallburfchen. Das lag doch so nah. Vieß sich vielleicht aber nachholen. Noch ist die öffentliche Meinung getheilt, die Entlarvung nicht völlig gelungen. Gen Norden, schnell, ehe der große Streit verstummt.

Ich ging, ward ohne allzu viele Umstände eingelassen und fand Hansens Pfleger neben dem Stall. In der Drillichjacke saß er, qualmte englischen Tabak und las. Was wirklich; dicke Bücher. Als ich mich vorgestellt hatte, stieg er sie vom Schemel und lud mich zum Sitzen ein. Nannte aber seinen Namen nicht. Bescheidenheit; oder das Hochgefühl, daß jeder Europäer ihn kennen müsse?

„Keine Entschuldigung, Herr Doktor“ (der Titel bewies mir, daß er an den Umgang mit Journalisten gewöhnt sei); „mir ist's eigentlich lieb, mich mal aussprechen zu können. Ihre Zeitungen schreiben ja sonderbare Sachen über uns. Mir war gesagt worden, wir kämen hier in die Stadt der Intelligenz und dürften nicht drauf rechnen, wie ein Wunderthier angestaunt zu werden. Und nun? Bei den Indianern wäre es uns nicht anders ergangen. Die hätten uns vielleicht sogar besser verstanden, weil sie an der Vernunft der Thiere nie gezweifelt haben. Das scheint hier was ganz Neues. Merkwürdig. Lesen in Berlin die Leute denn nie Bücher? Ueber diese Dinge wird doch seit Jahrhunderten geschrieben. Antonius von Padua (1195 bis 1232) hätte den Fischen nicht gepredigt, wenn er nicht Gehör und Verständniß vorausgesetzt hätte. Und lange vor ihm hatten Parmenides, Empedokles, Demokrit, Porphyrios und Andere gelebt, die sich mit Thierpsychologie beschäftigten. Was der Lokalanzeiger (schickt Scherl Sie etwa?) als Haedels Anschauung verbreitet, ist ja nur eine Wiederholung uralter porphyrischer Erkenntniß. Die Krone der Schöpfung, der göttliche Odem: all solches anthropocentrisches Zeug hat erst die Kirche in die Welt gebracht. Doch weder Réaumur noch Trembley, weder Meimarus noch Brehm ließen sich durch diese Spinnengewebe aufhalten. Hat man hier nie von Schopenhauer und Romanes, von Lubbocks Bienenstudien, Forels Ameisenforschung gehört? Und Darwin! Den führt doch jeder Zeitungschreiber im Mund. Jeder schwagt von ‚Entwicklung‘. Kommt aber drauf und dran, so merkt man, daß Alles in theologischen Vorstellungen lebt. Wunderliches Land. Wie hieß doch der Mann, der sagte, die Gedanken der großen Geister seien spurlos, wie ein Kranichschwarm, hoch über den Häuptern der Deutschen dahingezogen?“

„Kassale. Aber — verzeihen Sie — ich bin erstaunt, Sie im Besitz einer wissenschaftlichen Bildung zu finden, die für Ihren Stand . . .“

„Neden wir zunächst mal nicht von mir und meinem Stand, sondern von der Sache. Sehen Sie: ich habe da ein Büchlein populäre Literatur herausgesucht. Neues und Neustes nur; was man so im Koffer hat. Wundts ‚Grundriß der Psychologie‘. Hören Sie zu: ‚Das Thierreich bietet uns eine Reihe geistiger Entwicklungen, die wir als Vorstufen der geistigen Entwicklung des Menschen betrachten dürfen, insofern sich das geistige Leben der Thiere überall als ein dem des Menschen in seinen Elementen und in den allgemeinsten Gesetzen der Verbindung dieser Elemente gleichartiges verräth. Die Versuche, das Verhältniß zwischen Mensch und Thier psychologisch zu definiren, schwanken zwischen zwei Extremen, nämlich zwischen der in der alten Psychologie herrschenden Anschauung, daß die höheren Seelenvermögen, namentlich die Vernunft, dem Thier vollständig fehlen, und der bei Vertretern der speziellen Thierpsychologie verbreiteten Meinung, daß die Thiere in Allem, auch in der Fähigkeit, zu überlegen, zu urtheilen und zu schließen, in ihren moralischen Gefühlen und so weiter, vollständig dem Menschen gleichen.‘ Eine andere Tonart; Mauthners ‚Kritik der Sprache‘: ‚Ist Sprache das Selbe wie Denken und ist Denken nichts als thätiges Gedächtniß, so ist nicht der kleinste Grund, am Denken der Thiere zu zweifeln. Daß der Hund sogar abstrakt denken könne, hat Darwin einmal selbst beobachtet. In ihrer Art verstehen sich die Thiere sogar schon auf Naturgesetze. Sie, die in ihrer Art Naturwissenschaft treiben, ohne Menschensprache, sind auch Logiker, wieder ohne Menschensprache. Sie ziehen Schlüsse. Daß bei dem schimpflichen Geschimpf gegen eine Thierseele oder Thiersprache nicht die Beobachtung der Wirklichkeitwelt, sondern die Wirkung alter Pfaffenstiche einbläst: Das wird man mir wohl wohl zugeben, wenn ich an ein Wort erinnere, das um nichts unterschiedärmer ist als die Sprache und das dennoch unbesungen von Thieren gebraucht wird, nur weil es weniger als das Gehirn als Sitz einer unsterblichen, also göttlichen Seele angesehen wird. Ich meine: die Hand. Das Wort wird neuerdings in den Wissenschaften unbedenklich von den analogen Stücken der Thierextremitäten gebraucht, vom Vorderfuß, der Vorderflosse. Die Jäger sind gar so gottlos, die Vorderzahn des Löwen, ja, den Greiffuß des Falken Hand zu nennen. Und dagegen hat noch kein Pfaffe geifert und gegeifert.‘ Und trotzdem das Alles seit Jahr und Tag gedruckt ist, trotzdem Schopenhauer, der doch in Eurer Mode gewesen sein soll, schon vor einer halben Ewigkeit den Thieren Verstand zusprach und Keiner die Intelligenz seines Hundes, Pferdes, Zimmervogels bezweifelt, — trotz Alledem thut man jetzt, als behaupteten wir Funkeknagelneues.“

„Den Ruhm der Neuheit begehren Sie also nicht Sehr vornehm. Immerhin leistet Ihr Hans höchst Ungewöhnliches. Er rechnet, schreibt, unterscheidet die Farben preussischer Uniformen, beantwortet Fragen. Freilich nur, wenn sie ihm von Ihnen oder den anderen ihm vertrauten Herren vorgelegt werden. Das ist aufgefallen. Und Ihnen wird nicht unbekannt sein, daß man sagt, es
 „заболѣлъ въ школу, и въ школу въ школу, и въ школу въ школу, и въ школу въ школу, и въ школу въ школу.“
 war, Ihnen Gelegenheit zu einer Vertheidigung gegen diese Anklage zu geben.“

„Vertheidigung? Danke bestens. Gegen solche Eiselei vertheidigt ein gescheiter Mensch sich nicht. Was man uns vorwirft, ist eben unser Verdienst; das einzige, auf das wir stolz sein könnten. Darum las ich Ihnen ja ein paar Stellen aus leichter Literatur. Daß die Thiere Verstand haben, weiß schon der Hererofnabe im Busch; nur, wie es scheint, die öffentliche Meinung Eurer Kulturhauptstadt noch nicht. Wo aber Verstand ist, da kommts nur auf die Erfahrung, die Uebung des Gedächtnisses an; um ein hier beliebtes Schlagwort zu gebrauchen: auf Erziehung. Daran glaubt Ihr doch? Schön. Wir haben den Hans erzogen. Dazu waren Efelsbrücken nicht zu entbehren. Fehlen die Eurer Menschenerziehung etwa? Ihr habt Fabeln, Grammatiken, Wörterbücher, Encyclopädien, Kollegienhefte, Kodices, Dienstreglements, Lehrbücher, Citatenlexika, Geheimräthe und — das Wichtigste — Zeitungen. Jeder Stand, jede Kaste hat ihre besondere Bodenkammer, wo alles Wissenswerthe aufgehäuft ist; ein Griff, ein Blättern: und man hat, was man just braucht. Der Student schlägt sein Lehrbuch nach, der Minister preßt seinen Dezernenten aus und die große Menge hält sich an die Journale. Da steht, was sie zu denken, zu glauben, zu fühlen hat. Ueber den lieben Gott und den neuen Zolltarif, über Japaner und Russen, Kultur und Kunst. Wer assoziirt, wer empfindet denn selbständig? Ein paar Duzend unter Millionen. Die Anderen sind ‚erzogen‘. Aber fragt sie nur: um Antwort werden sie nicht verlegen sein. Der von Abgeordneten interpellirte Minister wird über die entlegensten Dinge wundervoll schwagen, wenn sein Geheimrath ihm die richtigen Daten gegeben hat; der Student wird über Pflanzengedächtniß, der Kriegsschüler über die innere Linie nach dem Schnürchen reden, wenn ers gerade ‚gehabt‘ hat; und der Apothekerlehrling wird Ihnen alle strategischen Fehler Kuropatkins und Stoeffels erzählen, daß Sie Mund und Nase aufsperrn. So weit werden wir den guten Hans nie bringen. Unser Erziehungapparat mußte viel einfacher sein. Schweiß genug hats gekostet; aber wir haben auch erreicht, aus dem Pferd ein für seine Verhältnisse gelehrtes Haus zu machen. Der Vorwurf, daß es nicht Jedem auf jede Frage antworte, ist läppisch. Erstens hat

das Thier seine Nerven, Stimmungen und Mucken wie der Herr Mensch. Und zweitens: laßt mal einen unvorbereiteten Minister ausfragen, Schüler von einem Examinator, den sie nicht kennen, prüfen, die Instruktionsstunde von einem den Rekruten fremden Lieutenant abhalten oder zwingt selbst einen Professor, eine ‚Autorität‘, zu einem Kolloquium mit einem Kezer. Ihr werdet Wunderdinge erleben. Erziehung ist Krückenlieferung; und nur der Lieferant weiß ganz genau, was er dem Kunden zumuthen darf. Spricht Jeder ja auch seine besondere Sprache, an die der Andere erst gewöhnt sein muß. Wenn hier irgend ein versportetes Bankierweib das Hänschen examiniert, ist's, als wollte der alte Bebel den Kadetten die Lektion abhören. Keiner brächte ein Wort heraus. Der Kontakt fehlt; den schafft nur die Gemeinsamkeit des Drills. Ich bin Hansens Lehrbuch, Konversationslexikon und Vorragender Rath; bin die Zeitung, die seine Gedanken vordenkt. Auf mein Auge blickt er und spricht mit dem Huf, bis meine Wimper ihn schweigen heißt. Weil ers kann, ist er ‚gebildet‘. Von Geist keine Spur und Alles Dressur? Den Unterschied hat ein lächerlicher Magister in den Osterferien erfunden.“

Der Skeptiker in der Stalljacke wurde mir unheimlich. Offenbar ein geriebener Kerl, der den Profunden spielte und sein Sprüchlein gut eingelernt hatte. Kein Wurm aus der Nase zu ziehen. „Ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger belasten; möchte mir nur noch die Frage erlauben, ob Ihr interessantes Experiment einen bestimmten Zweck in Aussicht nimmt.“

„Zweck? Ohne Telos geht's also auch nicht. Wenn Sie drüber schreiben wollen, sagen Sie: Ja; die Sache hat einen Zweck. Mehr als einen. Den Zweck, das Senkblei in die Tiefen Eurer Bildung zu tauchen. Zu zeigen, daß Eure Gottlosigkeit in der Wurzel theologisch gefärbt ist. Daß Erziehungsergebnisse auch da möglich sind, wo der göttliche Odem fehlt. Daß der bewährte Lehrtichter selbst in Thierpsychen paßt. Und daß Jeder angestaunt wird, der kann, was er nicht zu können braucht. Bogende Känguruhs, rechnende Pferde, wigige Minister: Das dünkt Euch Gebildete doch immer das Höchste.“

„Und darf ich fragen, mit wem ich die Ehre hatte? Ihr Kleid stimmt so gar nicht mit der Art Ihrer Rede überein, daß ich wirklich nicht. . .“

„Samuel Lee. Diakon in Massachusetts gewesen. Dann Bedell in Harvard. Makrelenfänger. Vermögen gemacht. Ein Regiment für den kubanischen Krieg gestellt. Bei einer großen Kornschwämme Alles verloren. Croupier, ohne zu was Rechtem zu kommen. Jetzt mit dem Studium der Physiologie europäischer Kultur beschäftigt. Wünsche, wohl gespeist zu haben.“

In tyrannos!

Siehr Dr. Willy Hellpach stellte sich mir in der „Zukunft“ neulich höchst liebenswürdig als Landsmann vor und sprach die Ansicht aus, ich würde den Glauben an den geistigen Ursprung der Krankheit Nietzsche's aufgeben, wenn ich das Buch von Möbius gelesen hätte. In der That habe ich dieses Buch nicht gelesen, kenne aber die Ansicht des berühmten Neuro-arztes von der Entstehung der Paranoia aus seinen anderen biographischen Werken, besonders aus dem über Rousseau, und habe mich von ihm nicht überzeugen lassen. Die moderne Psychologie ohne Psyche halte ich für Unsin, bin von der Substantialität meiner eigenen Seele überzeugt und weiß aus Erfahrung, auch ohne die von Charcot beobachteten Heilungen durch Autosuggestion, daß nicht allein der Körper, am Unmittelbarsten natürlich das Hirn, den Geist, sondern auch dieser jenen beeinflusst. Das Erste ist selbstverständlich; auch der beste Geiger kann ohne Geige gar nicht und mit einer schadhaften Geige nicht gut geigen. Das Andere lehrt mich die tägliche Erfahrung. Frohe Stimmung erhöht das körperliche Wohlbefin; jede unangenehme Gemüthsaufregung verursacht mir eine Becktaunungsstörung, die ich augenblicklich spüre und die mitunter Kopfschmerzen zur Folge hat. Wenn ich nun glaube, daß Nietzsche an seiner Philosophie erkrankt ist, so we ne ich natürlich nicht, daß ihn „der intellektuelle Inhalt seiner Denkarbeit“ auf die selbe Weise krank gemacht habe wie ein genostener Schnaps, eine eingenommene Medizin oder ein sonstiges Gift. Sondern es mußten, abgesehen von der Ueberarbeitung, die Ergebnisse seiner Denkarbeit eine Aufregung und eine an Verzweiflung grenzende unbehagliche Stimmung erzeugen, deren verhängnißvolle Wirkung auf die kribliche Gesundheit nicht ausbleiben konnte. Der leidenschaftliche Abscheu vor allem Bestehenden, der sich im „Zarathustra“ ausspricht, und der vergebliche Versuch, sich als lachender Löwe und als Tänzer über die Thatfache hinwegzutäuschen, daß ein ohnmächtiges Einzelwesen rettungslos verloren ist, wenn es nur noch die Wahl hat zwischen der Gesellschaft durchaus verkommener Menschen und der absoluten Einsamkeit, in der es sein eigener Gott sein müßte: ein solcher Gemüthszustand ist schon Wahnsinn und muß, meine ich, mit der Zeit das Denkorgan zerstören. Das hat Nietzsche selbst gewußt und bezeugt. Wie Raoul Richter anführt, hat er an Malwida von Meysenbug einmal geschrieben: „Meine sehr problematische Nachdenkerei und Schriftstellerei hat mich bisher immer krank gemacht; so lange ich wirklich Gelehrter war, war ich auch gesund.“ Wenn Nietzsche an Gehirnerweichung gestorben ist und wenn die Wissenschaft erwiesen hat, daß diese Form der Gehirnerkrankheiten nur durch äußere Einwirkung oder durch ererbte Schäden erzeugt wird, dann hat sich eben mit der geistigen

Krankheitsursache noch eine körperliche verbunden. Das erscheint übrigens meinem Laienverstande schon deshalb sehr glaublich, weil ich als Wirkung einer in ungelösten und quälenden Widersprüchen stecken gebliebenen Denkarbeit lebhaftes Irrededen erwarten würde, nicht die Verblödung, der dieser Unglückliche in seinen letzten Lebensjahren verfallen ist und die auf eine körperliche, äußere Ursache hinweist. Vor der Fachwissenschaft verbeuge ich mich selbstverständlich in stummer Ehrfurcht.

Nur nicht zu tief. Offen gestanden: unbedingten Glauben schenke ich nur den Vertretern der im strengsten Sinn des Wortes exakten Wissenschaften, weil nur deren Ergebnisse allgemein, auch vom Laien, kontrollirt werden können. Die Konjunkturen der Himmelskörper, die der Astronom voraussagt, treffen ein. Damit beweist er, daß er richtig rechnet, und ich halte ihn für unfehlbar in all seinen Berechnungen. Die Maschine, die der Ingenieur gebaut hat, leistet, was er von ihr verspricht. Die Lichtwirkungen und Temperaturveränderungen, die der Physiker und der Chemiker bei ihren Experimenten voraussagen, treten ein. Darum glaube ich, daß sie richtig denken und in ihrem Fach unfehlbar sind. Dagegen halte ich die prähistorische Wissenschaft, die Biologie, die Bakteriologie, die Assyriologie und die Egyptologie, so weit sie über die Beschreibung von Gegenständen und Vorgängen hinausgehen, nur für einen amüsanten Zeitvertreib. Ich leugne natürlich nicht, daß die alten Töpfe, die Embryonen, die Zellen und Zellgewebe und ihre beobachteten Veränderungen, die nur mikroskopisch erkennbaren Lebewesen, die Hieroglyphen und die Keilinschriften vorhanden sind; aber ich kann die Zusammenhänge, die zwischen jenen angenommen werden, die Folgerungen, die man daraus zieht, die Deutungen der Schriftzeichen untergegangener Sprachen nicht kontrolliren und in einigen Fällen reichen meine Kenntnisse aus, den Fachgelehrten falsche Schlussfolgerungen nachzuweisen. Und zu den nicht exakten Wissenschaften gehört auch die Medizin, die sich in neuerer Zeit besonders auf zwei äußerst problematische Wissenschaften, die Biologie und die Bakteriologie, zu stützen pflegt. Professor Ludwig Boltmanns Politisch Anthropologische Revue gehört zu den Zeitschriften, deren Mitarbeiter über den Verdacht laienhafter oder gar pfäffischer Vorurtheile gegen die moderne Wissenschaft erhaben sind. Da hat es mir nun unendliches Vergnügen bereitet, im Augustheft den Satz zu finden: „Am Allerwenigsten ist die Lungenhilfsträten-Bewegung oder der Serumschwindel dazu berufen, die Tuberkulose auszuwotten.“*)

*) Ich kann dem verehrten Freunde Zentsch noch wirksamere Citate aus berühmterer Quelle liefern. In einer Arbeit über Tuberkulose sagt Professor Dr. Winternitz: „Der Choleraebacillus allein, wenn er auch in den Darm eingebracht ist, macht noch keine Cholera, wie es ja die Bacillenfrühstücke von Pettenkofer und Emmerich am eignen Körper bewiesen haben. Hier gehört zur Erkrankung nebst

Also ich bekenne mich den Fachmännern aller nicht exakten oder minder exakten Naturwissenschaften gegenüber schwachgläubig und sehr zum radikalen Unglauben geneigt. Kommt man in die Lage, auf einem Gebiet, wo man Laie ist, handeln zu müssen, dann muß man sich ja blindlings der Führung der Fachmänner überlassen. Bekannt ist, wie Bismarck sich auf Delbrück verlassen hat, so lange er noch nicht Zeit gefunden hatte, sich selbst mit Handelsfragen zu beschäftigen. Er erzählte, als er das Geständniß machte (Harden wird Das genauer wissen) die Anekdote: Als der frankfurter Rothschild einmal gefragt worden sei, wie er über amerikanische Häute denke, habe er sich an sein Faktotum mit den Worten gewandt: „Meyer, was für eine Meinung habe ich über amerikanische Häute?“ Und wenn sich demnächst Bevatter Tod bei mir durch eine Erkrankung meldet, bei der von meinen sechs Heilmitteln — Spazierenlaufen, Baden, Schlafen, Buttermilch, Limonade und gebadene Pflaumen — keins mehr anschlägt, so werde ich mich vielleicht dem Arzt überlassen; nicht in der Meinung, er könne den abgelaufenen Lebensfaden weiter spinnen, sondern, weil es wahrscheinlich meine Umgebung verlangen wird und weil, wie der alte Görres in seiner letzten und einzigen Krankheit sagte, die Fakultät doch eben ihr Recht haben will, namentlich das Recht, die angebliche Todesursache mit einem schönen griechischen Namen zu bezeichnen.

Möglich ist also, daß ich einmal den Arzt rufe; aber so lange ich ihn nicht rufe, soll er mich ungeschoren lassen. Ein Bad im Fluß oder See gehört zu den köstlichsten und reinsten Genüssen, fördert auch in hohem Grade die Gesundheit, und wenn man daran gewöhnt ist, wird es zum Bedürfnis. Ein paar Wochen hatte ich es entbehren müssen, dann mich wieder ein paar Tage damit erquiden dürfen. Gestern wandte ich hinaus mit dem frohen Gedanken: heute wird es noch schöner sein, da nicht, wie am Tag vorher, ein kühler Wind das aufs Wasserbad folgende Sonnenbad beeinträchtigt. Als ich hinkomme, ist das Bad gesperrt. Warum? „Der Kreisarzt hat ver-

der spezifischen Bakterie noch ein häufig unbekanntes Drittes, die günstige Bedingung für die Entwickelung des Krankheitkeimes, das *Y* Bettenlosers, die allgemeine oder persönliche Disposition. Nur weil diese Bedingung im Jahr 1892 fehlte, hat sich die Choleraepidemie von Hamburg nicht über ganz Europa verbreitet, trotzdem die mehr als hunderttausend Flüchtlinge, darunter viele mit Diarrhöe Behaftete, den *Bacillus* gewiß nach allen Richtungen verschleppt hatten . . . Der giftigste *Tubercleibacillus* wird oft in der Mund- und Nasenhöhle, den Luftwegen des gesunden Menschen gefunden, ohne daß deshalb eine Infektion erfolgen müßte . . . Der Krieg gegen Kochs *Bacillus* kann kein Resultat haben. Und wenn man die gesammte Menschheit zum ‚Spudreglement‘ erzogen hätte: Myriaden und Myriaden *Bacillen*, die ausreichen, die ganze Menschheit zu infizieren, entgingen doch dem Spudknaps oder Spudfläschen . . . Für die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit haben die Lungenheilstätten geringen Werth.“ Wie Schwemmer über die *Bacillensucht* drukt, wissen die Leser.

müthet, daß bei dem niedrigen Wasserstand (im Bassin reicht das Wasser immer noch einem mittelgroßen Mann bis ans Kinn) das Wasser verunreinigt sei. Er hat es untersuchen lassen und in einem Liter sind 415 Milligramm Fäulnißstoffe gefunden worden. Auch die Militärschwimmanstalt ist geschlossen und ans Freibad (in der offenen Reisse) ein Wachposten gestellt worden, der das Baden verhindert." Wie viele Milligramm Fäulnißstoffe enthält wohl ein Liter der Mistlauche, die eine Kuhmagd, mit den bloßen Füßen darin stehend und sich über und über bespritzend, ins Jauchefäß schöpft? Wie viele Milligramm Fäulnißstoffe enthält wohl der Tier- und Menschenkoth, den der Bauer hinausfährt und, Hände und Kleider befedelnd, auf dem Felde ausbreitet? Natürlich athmet er auch die Gase ein, die der Dünger ausströmt; und nicht er allein, sondern Jeder auf tausend Schritt in der Runde; ist's Menschenkoth, dann dringt der Duft auf noch weitere Entfernung durch die geschlossenen Fenster in die Wohnräume ein. Landwirth, nimm Dich in Acht! Der Kreisarzt kommt und legt Dir das mörderische Handwerk. Peitenskofer, der Begründer der modernen Volkshygiene, hat bekanntlich einen Löffel voll Cholera Bazillen (oder waren es mehrere Löffel?) verspeist, ohne nachtheilige Wirkungen zu spüren; und nun soll ich glauben, daß ein knappes halbes Gramm Schmutz in Bacillenform oder in anderer Form, das vielleicht beim Baden meine Haut berührt, jedoch von den 999 $\frac{1}{2}$ Gramm reinen Wassers sofort wieder weggeschwemmt wird, meine Gesundheit gefährden könne! Daß eine den ganzen Leib oder einen großen Theil des Leibes bedeckende, die Hautrespiration hindernde Schmutzkruste die Gesundheit schädigt, wissen wir wohl; mit einer solchen Schmutzkruste müssen sich viele Arbeiter täglich überziehen lassen, und daß ihnen jetzt verboten wird, sie täglich in der Reisse abzuwaschen, wird sie ernstlich schädigen; aber ein winziges oder ein paar mikroskopische Stäubchen? Fürs Auge und die Empfindung ist das Wasser köstlich rein. Und mögen alle Aerzte der alten und der neuen Welt, zu einem ökumenischen Konzilium vereinigt, die Schädigung behaupten: ich werde ihnen ins Gesicht lachen. Geschädigt hat mich die Verhinderung des Bades, und zwar in dreierlei Weise: erstens durch die Entziehung der Erfrischung und Reinigung, zweitens durch die Entziehung der im Bade stets eintretenden Milderung kleiner Hämorrhoidalbeschwerden, drittens durch den die Verdauung störenden Aerger über diese Schädigung und über die Unvernunft des Vorfalls. Und diese wirkliche Schädigung, die ich eben so deutlich empfinde, wie ich an den vorhergehenden Tagen die wohlthätige Wirkung des Bades empfunden hatte, soll ich mir gefallen lassen, um einer imaginären Schädigung vorzubeugen, an deren Möglichkeit nur ein durch die moderne Bakteriologie aus dem normalen Denkleis geschleudertes Fackelhirn glauben kann! Ich soll mir sie für alle noch übrigen Sommertage gefallen lassen; denn der

gründliche Regen, der den Wasserspiegel hebt und von dem die Aufhebung des Verbotes abhängig gemacht wird, kommt schwerlich vor dem großen Herbstwettersturz, der aller Sommerlust ein Ende macht. Und die selbe Schädigung erleiden viele Hundert, wenn sie sich ihrer auch nicht so deutlich bewusst werden, weil sie über Vergleichen nicht reflektiren gelernt haben. Statt viele Hundert müßte man sagen: mehrere Tausend, wenn es nicht noch so viele Esel gäbe, die den hygienischen Werth und die Wonne eines natürlichen Bades nicht zu schätzen wissen. Und die Vielen werden noch schwerer geschädigt als ich; denn für sie ist das Bad das Einzige, was ihnen den heißen Sommer erträglich macht. Seit ich hier wohne, war es mir immer ein erfreulicher Gedanke, zu wissen, daß die in dumpfen Werkstätten und Stuben Arbeitenden jeden Abend den Schweiß, Staub, Ruß und sonstigen Schmutz im schönen Strom abspülen, ihrer gereinigten und erquickten Glieder und so ihres Daseins froh werden können; die Bäcker, die nachts am Ofen schwoigen müssen, verschaffen sich die Wohlthat am Tage. Und seit der Verein für Gesundheitspflege mit beträchtlichen Geldopfern seine Badeanstalt errichtet hat, genießt auch die ärmere weibliche Bevölkerung, in bescheidnerem Maße und geringercem Grade freilich, die Wohlthat. Mehrere Sommer haben durch Kälte, Regenwetter, Hochwasser das Vergnügen beeinträchtigt; jetzt haben wir endlich wieder einmal einen schönen Sommer (daß ein schöner Sommer heiß und regenarm ist, liegt in seinem Begriff und in seinen Daseinsbedingungen; daß aber unsere Flussbetten und Fluren zu wenig Wasser haben, daran ist die seit fünfzig Jahren — selbstverständlich nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen — betriebene verrückte Wald- und Wasserwirthschaft schuld), einen Sommer, in dem man das Badergnügen täglich haben konnte: und nun wird uns dieses, das einzige, was die heißen Tage den Einen genußreich, den Anderen erträglich macht, vor seinem natürlichen Ende durch einen ärztlichen Nachspruch verboten!

Mögen doch die Herren Aerzte ihre Macht an den Besitzern von Fabriken und Gruben erweisen, die Luft und Wasser in einer für Augen und Nase deutlich wahrnehmbaren Weise verpesten. Dem Einzelnen wehren, seine Nebenmenschen zu schädigen: dazu hat der Staat das Recht, ja, Das ist eine der wichtigsten seiner Pflichten. Dagegen hat er und haben seine Organe weder das Recht noch die Pflicht, den Einzelnen an der Schädigung seiner eigenen Person zu hindern. Angenommen, die Möglichkeit, ja, die Wahrscheinlichkeit einer Gesundheitsschädigung durch Baden in der Reife wäre erwiesen: wen, zum Teufel, geht denn Das an, wenn ich mich schädigen will? Wenn ich sage: Ich verzichte nicht auf das Bad, mag ich auch augenblicklich den Tod davon haben? Außer Gott und mir selbst hat kein Mensch über meinen Leib und mein Leben zu verfügen. Wenn es wirklich einen (ich will höflich sein) sonderbaren Schwärmer giebt, der ehrlich überzeugt ist, daß ein

halbes Gramm Schmutz in einem Liter Badewasser die Gesundheit schädigen könne, so hätte der Mann, falls er ein öffentliches Amt bekleidet, noch lange nicht das Recht, anderen Leuten das Baden zu verbieten, sondern er dürfte höchstens öffentlich verkünden: „Nach meiner und der unfehlbaren Wissenschaft Ueberzeugung ist das Baden jetzt schädlich, und wer badet, soll wissen, daß er sich einer Gefahr aussetzt.“

Die Tyrannei der Medizinerzunft belästigt das Publikum mit einer Menge überflüssiger und thörichter Verbote und Beschränkungen. So pflegen an Orten, wo eine Wasserleitung gebaut worden ist, die öffentlichen Brunnen geschlossen zu werden, unter dem Vorwande, daß sie Bacillen enthielten. Funktionirt die Wasserleitung einmal nicht oder versiechen ihre Quellen, dann geräth die Bevölkerung in die höchste Noth. Die beiden Bestandtheile der Volkshygiene sind Reinlichkeit und vernünftige Diät. Zu dieser gehört nun allerdings auch, daß man keine verunreinigten Lebensmittel genießt; um aber die Verunreinigung zu bemerken, dazu genügen die beiden Organe, die uns die Natur verliehen hat: das Geschmacks- und das Geruchsorgan. So lange man die dem Wasser beigemischten schädlichen Stoffe weder schmeckt noch riecht, ist ihre Menge zu gering, als daß sie Schaden anrichten könnte. Die Sumpfgase, die früher Reife zu einer Fieberstadt gemacht haben, hat man deutlich gerochen und man bekommt sie heute noch manchmal zu riechen: im Frühjahr an der Wiese im Stadtpark, die im Herbst zur Herstellung einer Schlittschuhbahn überschwemmt wird. Mit größerem Recht als das Baden in der Reife und das Trinken aus den Brunnen könnte das Betreten der Straßen verboten werden, auf denen man, außer dem Rauch, Staub in Massen einzuathmen bekommt, weil am Leitungswasser gespart werden muß und das Wasser der beiden die Stadt umspülenden Flüsse aus unbekanntem Gründen und unbegreiflicher Weise zum Sprengen nicht benutzt wird.

Wie wäre, wenn die Liberalen den ewigen Kampf gegen Pfaffen und Junker, in dem sie sich doch bloß blamiren, ein paar Jahre ruhen ließen und sich mit den Sozialdemokraten zu einem frischen fröhlichen Kriege gegen die Polizei und gegen die Tyrannei der Ärzte verbündeten? Als vortreffliche Waffe empfehle ich die Verbreitung des „Naturarzt“ in ein paar Millionen Exemplaren. Wer „unwissenschaftliche Kurpfuscherei“ verabscheut, kann sich mit einem anderen, natürlich auch unfehlbaren Zweig der Wissenschaft, mit der Rassenbiologie, bewaffnen. Die beweist ja, wie sehr Schopenhauers ahnungsvolles Gemüth Recht hatte, als es gegen die Pockenimpfung protestirte, die alles strophulöse oder sonst nichtsnutzige Gesindel konfektirt, das sonst, der Rasse zum Heil, vor dem zeugungsfähigen Alter von den Pocken weggerafft wurde. Was sich von einem halben Gramm anschwimmenden Schmutzes umschmeißen läßt, verdient doch wahrhaftig nicht, zu leben.

Reife.

Carl Zentsch.



Bayreuther Streitfragen.

Die Zukunft der bayreuther Festspiele beschäftigt jetzt weite Kreise. Wichtigere als der gerechteste Zorn über amerikanische Ausnutzung einer formellen Rechts- und Schutzlosigkeit sind Thaten zum Schutz des künstlerischen Erbes Wagners im eigenen Lande. 1914 werden Wagners Werke frei. Wird sich dadurch das Verhalten der Deutschen und Ausländer zu Bayreuth ändern? Viele scheinen besonders zu fürchten, daß durch die Freigabe des Parsifal das Interesse für Bayreuth sich vermindern könne. Diese Furcht scheint mir unbegründet und kann nur bei Denen sich einnisten, die den fundamentalen Unterschied zwischen Bayreuth und anderen Bühnen nicht kennen. Viele Tausende in Deutschland aber und draußen kennen ihn. Und Die werden auch nach 1914 nach Bayreuth kommen. Wenn es bleibt, was es ist.

Bayreuth ist uns werth als die einzige Bühne in Deutschland, an der lediglich für die Sache gearbeitet werden kann. Was an jeder anderen rein physisch Unmöglichkeit ist, muß für sie eigentliches Lebenselement bleiben. Durch die erstaunliche Menge rein künstlerischer Arbeit, die hier mit größter Hingabe für wenige Aufführungen weniger Werke geleistet werden kann, müssen Resultate erzielt werden, die sonst nirgends erreichbar sind. Um diese Resultate zu schauen, werden sich immer wieder Schaaren von Kunstfreunden sammeln; gerade weil an anderen Bühnen und im Konzertsaal, weil unter den Solisten und Komponisten sich immer mehr der gewöhnlichste Geschäftsgeist breit macht. Bayreuth halte, was es hat. Bayreuth bewahre sich die Kraft des Idealismus für eine große Sache. Bayreuth bleibt dann sicher auch nach 1914 der Sammelpunkt Aller, die abseits von dem widerlichen Schacher, den die deutschen Musiker und ihre Handlanger sonst leider vielfach mit Kunst treiben, einmal an einer wirklichen Kunststätte sich auf die große Vergangenheit der deutschen Kunst besinnen wollen.

Bayreuth ist noch immer gerade vielen stillen, treuen Freunden der Kunst verschlossen. Bei den jetzigen Lebensbedingungen ist es für eine Menge der besten Deutschen unmöglich, die hohen Kosten einer Reise nach Bayreuth zu erschwingen. Von Deutschen können Großklausleute, vermögender Adel, reiche Rechtsanwälte und Bankiers ohne Opfer nach Bayreuth fahren. Die meisten Fachmusiker, Lehrer, Juristen und andere Beamten müssen sich den Luxus entweder durch Sparen ermöglichen oder drauf verzichten. Und gerade in diesen Kreisen leben die Menschen, die für eine gesunde künstlerische Volkskultur am Meisten in Betracht kommen und für das stille Weiterwirken der Kräfte, die in Bayreuth herrschen, die besten Vermittler wären. Gerade der im bescheidenen Kreis der Musik lebende Kunstfreund, für den die Kunst kein Luxus, sondern Lebensbedürfniß ist, wäre der beste Zuhörer für die Festspiele.

Darum ist es mit allen Mitteln zu unterstützen, daß die schöne Anregung der Festspielleitung rasch und reichlich zur That werde. Der Stipendienfonds, aus dem Freikarten und wohl auch Reisebeihilfen für Bayreuth bewilligt werden, soll eine Höhe erreichen, die erlaubt, vielen deutschen Musikern und Kunstfreunden den Festspielbesuch zu ermöglichen. Ich halte diese Art, für ein dauerndes Wirken des wagnerischen Kunstideals in den richtigen Kreisen die nöthige äußere Sicherung zu schaffen, für sehr nützlich. Wer weiß, mit welchen Kosten Aufführungen wie die bayreuther verknüpft sind, wird nicht die lächerliche Forderung stellen, daß zu jeder Aufführung so und so viele Leute umsonst Zutritt erhalten sollen. Bezahlt werden müssen die Eintrittskarten; für Die, denen freier Eintritt gewährt werden soll, müssen sie eben aus den Zinsen des Stipendienfonds bezahlt werden. Legate für diesen Stipendienfonds geben freilich kein Anrecht auf Titel und Orden. Aber gerade darum sollten unabhängige Maerene, die Etwas für die deutsche Kunstpflege thun wollen, sich des bayreuther Fonds erinnern. Hoffen wir dabei, daß dessen Statuten so eingerichtet werden, daß Cliquentenwirtschaft unmöglich ist.

Die Stadt Bayreuth selbst muß freilich auch Einiges thun. Die Kommunalverwaltung müßte angesichts der großen Vortheile, die die Festspiele so vielen Bürgern der Stadt bringen, dafür sorgen, daß die Festspielbesucher nicht als willkommene Objekte zum Aderlassen benützt werden. Solche wirtschaftliche Fragen können in Zukunft sehr wesentliche Momente werden. Denn auch die Kunstbegeisterung und der Opfermuth der Deutschen hat seine Grenzen, wenn die Behandlung, die ihm widerfährt, auf englische oder amerikanische Geldverhältnisse zugeschnitten ist. Schon jetzt hörte man sagen: Gewiß sei München kein Bayreuth; aber dort werde man doch — ich war nie in München — auch während der Festspielzeit zu den sonst üblichen Preisen verquartirt, verproviantirt und getränkt. Und Bayreuth ist doch kein Sahdorf, in dem die Verpflegung so und so vieler Fremder Mehrkosten verursacht. Auch bei normalen Preisen verdient der Bayreuther immerhin anständiges Geld. Bei simplen Dingen, wie Bier und Mineralwasser, dem Fremden aber Preisaufschläge zumuthen, die bis zu hundert Prozent gehen, und als Essen, abgesehen von der Verköstigung in einzelnen ganz theuren Lokalen, für reichliches Geld mindewerthige Genüsse bekommen: Das macht selbst anspruchlosen Deutschen den Aufenthalt trotz einer großen Portion von Idealismus wenig angenehm. Einzelne besonders tolle Fälle sind ja früher schon gerügt und abgestellt worden. Die Bayreuther scheinen aber noch viel zu wenig energisch zu sein und noch nicht an das Mittel gedacht zu haben, einen guten Konkurrenten, der Bayreuther und Berliner in gleicher Weise als Menschen behandelt, gegen alle die Festspielgastschredpfer auszuspielen. Das scheint kleinlich. Ist aber nicht zu unterschätzen, wenn man nach Bayreuth wirklich das Publikum ziehen will, das keine Luxuskunst verlangt.

Die Zahl dieser Leute, die aus innerer Ueberzeugung nach Bayreuth gehen, wird mit den Jahren immer größer werden. Je mehr unser Konzertleben verflacht, je mehr unsere Komponisten, statt an ihre Kulturaufgabe, an ihre Tantiemenbezüge denken, je ärmer die Liste der Musiker an Idealgestalten wird, die für die Kunst wirken, je mehr für uns die Zeit, in der Liszt, Wagner, Bülow, Ritter, Cornelius und all die Weimaraner ihren Kampf um den Fortschritt, um die Sache der als wahr erkannten neuen Kunst führten, in unsern Geldtagen als märchenhafte Vornweltzeit erscheint, um so mehr werden Alle, die es nach ernster innerlicher Arbeit für die Kunst verlangt, sich um Bayreuth sammeln. Möge ihm beschieden sein, sich die Größe zu bewahren, die es braucht, um Mittelpunkt aller ernstesten deutschen musikalischen Fortschrittsarbeit zu werden! Möge es von sich abstoßen, was etwa dumpf oder tot wird, möge es nie zu einem Ort lebloser Kulte werden, möge es vor Allem nie Persönliches über das Sachliche siegen lassen!

Was an Bayreuth Alle fesselt, die es näher kennen, muß nach Dem, was ich von glaubwürdigen Zeugen gehört habe, das gemeinsame Arbeiten für eine große Sache sein. Alle sind Helfer, Jeder will sein Bestes geben; Niemand befehlt, weil er Tyrann und Besserwisser ist; das Kunstwerk selbst sei der Richter, der überführt und überzeugt; Niemand dient einem Anderen; Jeder dient sich am Meisten dadurch, daß er einem großen Kunstwerk dient. Daß in diesem idealen Gefüge auch viel Menschliches passiert, wird nur Dem zum Nörgeln reizen, der die Menschen nicht kennt und gar die vom Theater, die Menschlichsten aller Allzumenschlichen. Denn Eins blieb noch immer gewahrt: „Die Festspiele sollen die Werke Wagners so vollkommen und so im Sinn ihres Schöpfers darstellen, wie wirs mit all unserer menschlichen Arbeit herausbringen können.“ Und weil man dies Gefühl hatte, sah man gern über Schwächen hinweg, die ganz zu tilgen unmöglich ist.

Sollen wir Das weiterhin thun, so darf aber auch in Zukunft nichts in den Vordergrund treten, nichts sich zwischen Wagners Werk und uns als Zuhörer stellen. Wir würdigen gern die Arbeit Aller, die an den großen Aufgaben der Festspiele arbeiten, wissen, was Frau Wagner an unermüdlicher, selbst große Künstler immer neu anregender Vorarbeit leistet, bewundern, wie im Stillen ein Mann wie der getreueste Kniebe waltet, erkennen freudig an, was Siegfried Wagner als Regisseur fertig bringt, danken Allen, die auch an bescheidenen Plätzen mit höchstem künstlerischen Ernst ihre Pflicht thun, aber: wir verlangen, daß auch dem Publikum gegenüber immer Alle als Helfer gelten, daß Niemand herausgehoben wird. Wir wollen in Deutschland wenigstens eine Kunststätte haben, in der aller Persönlichkeitskult, mindestens im Festspielhaus, vermieden wird, und wir warnen dringend davor, sich in Bayreuth auf das Niveau der üblichen Bühnen dadurch herabzuwürdigen, daß man

nach den Aufführungen der Menge Persönlichkeiten preisgibt. Nach der ersten Parsifal-Vorstellung ist es in diesem Jahr, vielleicht zum ersten Mal, passiert, daß alle Leute still und würdig, ernst, ohne Beifall das Haus verlassen. Wirkte Das die unheilige That von New-York? Beim zweiten Mal wars schon anders. Ein paar weise Männer hatten, wie mir berichtet wurde, ihre Preßmacht dazu benützt, die dumbe Menge aufzuklären: „Das ist nicht recht, Ihr Thoren. Immer klatscht auch nach dem Parsifal. Selbst Wagner hat 1882 das Schlußbild dem klatschenden Publikum noch einmal gezeigt.“ Als ob Das nicht was Anderes wäre! 1882; erste Aufführungen. Rings noch Mengen von Feinden. Der Sieg muß auch äußerlich von den begeistertsten Freunden dokumentirt werden. Das ist verständlich. Aber jetzt? Wer zum Parsifal kommt, braucht nicht mehr für einen Verkannten einzutreten, kein Bekenntniß mit den Händen für Wagner abzulegen. Und seit dieses Kampfesmoment ausgeschaltet ist, hat es für Jeden etwas innerlich Verletzendes, der leider meist noch ziemlich unschön johlenden Menge nach dem Schluß einer verklärten Musik noch einmal ein Schaubild präsentiert zu sehen. Ein sehr ernster Musiker ging nach der zweiten Aufführung, bei der man den Rath der hochwährenden Kritik befolgt und wieder „aufgezogen“ hatte, tief verletzt aus dem Hause, in dem er zum ersten Male den Parsifal gehört hatte, und sagte: „Also auch hier Theater!“ Die es angeht, mögen sich diesen schweren Vorwurf eines Künstlers, der in Bayreuth reinste Kunstpflege erhoffte, merken und danach handeln.

Noch bedenklicher scheint mir — ich hörte es von draußen —, daß nach der zweiten Tannhäuser-Vorstellung die Menge so widerlich johlte, daß ich an die schlimmsten Konzerteerlebnisse erinnert wurde, wenn in der Albertshalle oder einer Gewandhausprobe in Leipzig der Mob, besonders das ausländische Konservatoristenvolk, irgend einen äußerlichen Virtuosen immer wieder hervorgröhlte. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß man den Gröhlern ihren Willen gethan hat. Ich gönne Jedem sein Verdienst und würdige, was in Bayreuth geleistet wird, vielleicht mehr als die tosende plebs im Auditorium. Aber ich warne dringend vor der Zukunft: Hat man A gesagt, so muß B folgen. Einer macht nicht Alles. Parteien werden sich bilden. Hat man den einen Hauptdarsteller oder Dirigenten gesehen, so will man auch den anderen haben; ist eine beliebte Sängerin da, so wird man bald der Menge so viel Gewalt gegeben haben, daß sie sich auch diese vor den Vorhang zwingt. Man breche all solchem Persönlichkeitsrausch die Spitze ab; man erziehe die Festspielbesucher; man verleihe nicht Denen, die nach Bayreuth zu Kunstfeiern kommen, den Aufenthalt dadurch, daß man das Gejohl und Gefreisch einer sensationlüsternen Menge duldet; man zeige nichts, keine Person, kein Bild, wenn das Festspiel vorüber ist. Man erhalte Bayreuth den Geist, in dem es groß geworden ist, erhalte es als Stätte, an der Alle dienen und nur Eines Name leuchtet, der des Schöpfers dieser Kunst.

Bayreuth hat sich von so Vielem frei gehalten, was unsere Kunstpflege eklig macht, daß es ihm nicht schwer fallen wird, sich von der dort gänzlich unangebrachten Art des Beifalles und seinen noch übleren Folgen auf die Dauer frei zu halten. So weit wir bekannt ist, gewinnt sich Bayreuth seine Künstler selbst. Sachverständige hören sich auf vielen, vielen Bühnen, und wo sich sonst Gelegenheit bietet, Sängerinnen und Sänger an, prüfen die Beireigneten Wochen lang und behalten die Besten. Damit ist für Bayreuth ein Problem gelöst, das in unserem Theater- und Konzertwesen eine Rolle spielt, von der sich der Laie keine, auch nicht die schwächste Vorstellung macht. Da Bayreuth hier vorbildlich werden könnte und da ichs für seine Zukunft für äußerst wichtig halte, daß es dieses Prinzip festhält, so seien hier einige Worte mehr über die Sache gesagt, als eigentlich zum Thema gehört. Das große Uebel, von dem Bayreuth, so viel ich weiß, nicht durchseucht ist, heißt: Agentenwesen. „Durchseucht“ ist das richtige Wort. Was durch die Agenturen, die den Handel mit Künstlern betreiben, wie andere den mit Obst und Vieh, die ihre Preislisten versenden, ihre bestimmten Versandzeiten für einzelne „Waaren“ angeben, Reklame größten Stils betreiben, die Tagespresse in ihrer Hand und eine Unmenge Künstler in ihrer Gewalt haben, welcher Schade durch diese Geschäftshäuser der deutschen Kunst gebracht wird: nur die Eingeweihten wissen es. Das Schmähslichste ist, daß die meisten deutschen Konzertgeber und Bühnen entweder aus Bequemlichkeit und Faulheit oder, weil sie selbst Handelsobjekte der Firmen sind, ihre „Kunstgeschäfte“ mit diesen Agenturen machen. So sind die jungen Künstler, so widrig ihnen der Schacher ist, gezwungen, sich in die Hände der Lieferanten zu geben, weil Angebot und Nachfrage und Preise durch deren Kurszettel regulirt werden.

Wie oft werden mir Klagen über das kunstwidrige Treiben zugetragen! Raum wird ein Künstler beliebt, kaum lohnt sich sein Versand, so drängt sich der Agent heran. „Geb' ich Ihnen ein Fixum von achttausend Mark, brauchen Sie zu singen bloß in . . . Konzerten, mach' ich Ihnen Alles, garantire ich Ihnen. Eine Arie und drei Lieder oder zweimal drei Lieder: mehr brauchen Sie nicht. Haben Sie keine Schreiberei. Verschaff' ich Ihnen Alles G. b.' ich im zweiten Jahr für das Selbe zehntausend.“ „Und schließ' ich mit dem . . . nicht ab“, sagt der Künstler, „so versperret er mir die Laufbahn. Drei meiner schlimmsten Konkurrenten hat er im Vertrag. Wird wo Einer für das Oratorium oder für die Partie gesucht, so empfiehlt der Agent die Drei und stellt mich kalt. Die Presse haben Sie auch in der Hand. Die Hälfte mindestens aller Kunstnotizen in den Tagesblättern, Alles, was an Geschwätz über die diversen Sterne verbreitet wird, wenn Frau A. einen neuen Riesenerfolg, Frau B. eine Medaille, Herr C. ein Engagement für dreißigtausend Mark erwircht hat: das Alles lanciren die Agenten in die Presse, diese gefügige Sklavin aller Mächtigen und alles Geschäftsgeistes. Was soll ich da machen?“

Ja, diese Agenten! Helfen könnten nur die großen Bühnen und Konzertsinstitute, wenn sie dem Muster Bayreuths folgten und sich ihre Künstler ohne Vermittelung dieser Geschäftshäuser, denen jede künstlerische Ambition fremd ist, gewinnen. Möge Bayreuth auch in dieser außerordentlich wichtigen Lebensfrage der Kunst vorbildlich wirken!

Vorbildlich wirken konnte auch in diesem Jahr wieder der außerordentliche künstlerische Ernst, mit dem selbst die geringsten Kleinigkeiten beachtet werden, die Gewissenhaftigkeit, die sich bemüht, szenisch und musikalisch Alles genau mit den Vorschriften Wagners und dem gesammten Inhalt des Kunstwerkes in Einklang zu bringen. Vorbildlich wirken sollte die Art, wie gerade die besten Leistungen nicht aus dem Gesamtbild herausfielen, sondern sich organisch eingliederten. Wenn die tiefsten Gesamteindrücke vom „Ring“ ausgingen, so lag Das in erster Linie an der Ueberlegenheit und Größe, mit der Hans Richter das Kunstwerk leitete. Waren seine Tempi geeignet, die draußen vielfach geglaubte Mär von bayreuther Schlepperei gründlich zu widerlegen, so spürte man da, wo sich seine Art gegen einiges Unzulängliche auf der Bühne nicht durchsetzen konnte, freilich mehr Segenssay, als wenn das Ganze in weniger starken Händen gelegen hätte. Das verwischte aber den großen Gesamteindruck nicht. Am Meisten leiden ja unter quälenden Eindrücken, wie der gänzlicher Unzulänglichkeit Alberichs, die leitenden Kreise Bayreuths selbst, die vielleicht — ein Urtheil ist da fern Stehenden schwer möglich — künftig doch solche Vertreter noch im letzten Moment fallen sollten.

Seltzam ist, daß ich bei vielen maßgebenden Musikern, die ich fragte, die Bemerkung bestätigte fand, daß etwa ein Viertel alles Textverstehens auch in Bayreuth, trotz der enormen Schulung, also ungefähr drei Viertel alles Textverstehens in gewöhnlichen Opernvorstellungen, „Einbildung“ ist. Man versteht den Text nicht, weil man ihn vernimmt, sondern, weil man ihn schon auswendig kann. Das Experiment, das Jeder machen kann, wenn er sich in eine sehr gute Vorstellung irgend einer modernen Oper, die ihm gänzlich fremd ist, ohne jede Vorbereitung setzt, ist außerordentlich wichtig für psychologische Untersuchungen über die Aufnahmefähigkeit des Menschen oder über die physische Möglichkeit, Kunstwerke wie das Musikdrama einwandfrei zu reproduziren. Die Summe all der Konzeßionen, die bei einer solchen Komplizirtheit gemacht werden müssen, würde, wissenschaftlich an verschiedenen Versuchspersonen verschiedenen Standes dargelegt, erstaunlich groß werden. Bis zu welchem Grade der Kunstwerth eines Werkes bedingt, also eingeschränkt wird durch dieses Ueberschreiten der Grenzen der menschlichen Aufnahmefähigkeit: Das wird eine Aesthetik, die über die unserer Tage hinausgelangt ist, dazulegen haben. Jedenfalls scheint mir für alle praktischen Musiker der Gegenwart die Frage sehr erwägenswerth, ob nicht einseitige Betrachtung des Kunst-

werkes vom fachmännischen Standpunkte aus vielfach schon die natürlichen Grenzen der Künste ignoriren läßt. Man sieht: der Reichthum des wagnerischen Kunstwerkes weckt viele Fragen.

Stil ist für Wagner selbst und für Bayreuth stets ein sehr wichtiger Begriff gewesen. Daß die Aufführung eines Kunstwerkes Stil haben müsse, hat Wagner praktisch und theoretisch gezeigt. Die wenigsten der berühmten Dirigenten der Gegenwart haben von Wagners und Bülows Vorbild gelernt; gelernt wohl, aber mehr das Neugierliche. Musikalisch den rechten Stil hatten in Bayreuth der Ring und Parsifal. Daß Tannhäuser ihn nicht hatte, ist aus zwei Gründen erklärlich: das Haus und das verdeckte Orchester stimmen nicht zu dem Werk, das mit anderen akustischen Verhältnissen rechnet. Das Haus aber und die bayreuther Lust und eine gewisse Mode unter einer Gattung Wagnerstrübenten verleitete zu dem Fehler, für den Tannhäuser den Stil des Musikdramas anzuwenden. Oper und Drama: diesen Gegensatz ganz tilgen zu wollen, ist einer der Fehler der Uzuwagnerischen. Der Tannhäuser ist eine Oper und bleibt eine Oper. Seine Handlung ist der fast aller Opern überlegen, seine Dichtung kein Text mehr, sondern eben Dichtung, seine Musik voll echten dramatischen Ausdruckes, seine Personen voll Leben und Wahrheit, sein Aufbau organisch und kunstvoll. Der Stil des Ganzen aber ist der der Oper. Diese zum Musikdrama umzuformen zu wollen, ist unwagnerisch, weil es eine künstlerische Unwahrhaftigkeit ist. Niemand soll sich seiner Jugend schämen; des Tannhäuser und des Opernhaften in ihm sich in Wagners Namen nachträglich schämen und es verhalten wollen, — eine gut gemeinte, doch überflüssige Ehrenrettung, ein Gedanke, der übereifrigen Parteigängern, nicht dem Meister selbst kommen konnte. „Fiesko“ hat einen anderen Stil und verlangt einen anderen Stil der Aufführung als die „Braut von Messina“. Die größte Kunst ist, Beide in ihrer Eigenart echt aufzuführen, die Stile nicht durcheinander zu mengen. In Bayreuth versuchte man, die vielen Merkmale des Opernstils durch allerhand künstliche Mittel, durch veränderte Tempi, Mäßigung des Theatralischen, Stiliren der Bewegung und des Gesanges unkenntlich zu machen. Das Resultat war, daß bei der ersten Aufführung maßgebende Persönlichkeiten offenbar selbst den Zwiespalt fühlten und bei der zweiten Aufführung wenigstens allerhand Tempoeränderungen eintreten ließen. Dadurch kam gerade Das, was an der Tannhäuser-Einstudirung das Bewundernswerthe war, die Lebendigkeit der bewegteren Szenen, die Wahrheit der Bühnenbilder, zu viel größerer Wirkung. Niemand wird eine Tannhäuseraufführung im Opernschlendrian wünschen, Jeder wird dankbar Alles aufnehmen, was die echte, große Kunst auch dieses Bühnenwerkes zu deutlichem Ausdruck bringt. Aber auch wenn dabei keinerlei Verleugnung des Gesamtstils vorgenommen wird, läßt sich dies Alles zur Geltung bringen.

Wer Beethovens Erste mit den Stileigentümlichkeiten der Neunten ausstatten will, wer Goethes „Clavigo“ mit den gedickteren Farben des „Tasso“ darstellt, macht sich im Grunde des selben, wenn auch nicht so schweren Fehlers schuldig wie Einer, der die Rissa Solennis wie eine Landmessa Haydns oder den Tristan à la Martha herunterdirigirt. Ueberall fehlt der der Eigenart des Werkes entsprechende Stil.

Bei den Darstellern des Lannhäuser war natürlich die Umänderung der in musikdramatischen Manieren studirten Partien nicht mehr zu erzielen. Lannhäuser war nicht, wie Wagner verlangt, in jeder Situation ganz und ohne Abzug Das, was die Situation erfordert; er war stilisirt. Bei ihm gerade drängte sich die Frage auf: Wie weit darf die etwa vorhandene Individualität eines Sängers durch theoretische Darlegungen beeinflusst, in welchem Maß darf das Darstellungsvermögen eines Künstlers durch die leitenden Faktoren in Schranken gedrängt werden?

Vielleicht leiden manche Darsteller in Bayreuth unter diesem Zwiespalt zwischen naivem Empfinden und bewusstem Wollen. Es giebt gerade beim Theater eine Menge Instinkturen, die, ohne sich von ihrem Thun auf der Bühne durch Reflexion Rechenschaft geben zu können, sich durch einfaches Nachfühlen in eine Partie so hineinleben, daß sie eine richtige, lebenswarme Dastellung zu geben vermögen. Kleinigkeiten mögen daran nicht stimmen; stilistisch mögen geringfügige Mängel sein. Beginnt man aber, mit den Schauspielern darüber zu reden, sie zu lenken und umzumodeln, so geht die ganze Darstellung in die Brüche. Sie fangen zu denken an, werden unsicher, denn die Denkraft langt nicht, geben einzelne überlegte Brocken, verfehlte, weil absichtliche Nuancen, haben selbst keine Freude mehr und finden sich nie oder sehr schwer wieder in der Rolle zurecht.

Ich fürchte, dieser Zwiespalt zeigt sich in Bayreuth öfter, als man denkt. Ich fürchte, daß gerade die Versuche, zu stilisiren, hier Manchen irr machen, der solchem gefährlichen Thun nicht gewachsen ist und das innere Gleichgewicht verliert. Gerade dieses Problem der Aesthetik und Psychologie des Darstellers sollte in Bayreuth, wo so außerordentlich viel gearbeitet wird, mit größter Beobachtungskunst im Auge behalten werden. Die bewundernswerthe Art, wie Hans Richter durch die außerordentlichen Schwierigkeiten hindurchkommt, die sich daraus ergeben, daß verschiedene Darsteller uneins in sich selbst und mit dem Stil des Ganzen sind, verdient dabei eben so gerühmt zu werden wie die künstlerische Geradheit, mit der Dr. Muck der heiklen Verführung widerstand, im „Parsifal“ die Forderungen der Bühne aus musikalischen Scheingründen zu übersehen und im Tempo und Vortrag noch mehr zu stilisiren, als der Stoff erfordert.

Die Gesangkunst feiert in Bayreuth in jedem Festspieljahr neue Triumphe.

Zwischen denen, die meinen, Wagners Sprechgesang ohne stimmliche Schulung lediglich durch Charakterisirungskunst ausführen zu können, leuchten glänzend Alle, die Etwas gelernt haben, die Herren der Tonbildung, Meister der Athemführung sind. Und welche Schönheiten sich durch eine wirkliche Gesangkunst aus vielen Stellen herausholen lassen, ohne daß die Wahrheit des Ausdruckes durch Schönsingerei leidet, werden Die am Reisten spüren, die durch schlechte Darstellung unfertiger Sänger so manche wagnerische Phrase oft gehört, aber nie singen gehört haben. Auch in Bayreuth sangen sie nicht Alle.

An der Darstellungskunst, an der Sprache der Bewegungen konnte man interessante Studien machen. Ich weiß nicht, ob man in Bayreuth schon zu der Taktil gelangt ist, als Darsteller Alle fallen zu lassen, die nach wenigen Proben ihres Könnens nicht befriedigen. Mir scheint, man giebt sich gerade auf diesem Feld noch zu sehr der Illusion hin, man könne durch Studiren und Bilden bessern. Nichts ist vielleicht so infamirt, nichts so unausrottbar wie die Geste, nichts so unabänderlich wie Leibesbewegung. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, würde ich bei gewissen Naturen, besonders bei Juden, jeden Versuch der Bildung aufgeben, Alles, was nicht angeboren ist, für unerreichbar erklären. Das sagt sich nicht, lehrt sich nicht. Durch alle Tünche scheint die Urfarbe durch. Bayreuth scheint mir hier noch immer viel Mühe an Unmögliches zu vergeuden. Für Rollen, die gewisse Gesteu direkt ausschließen, müßte man dann den zuerst gewählten Sänger einfach fallen lassen. Wie es gute Musiker giebt, die nie dirigiren lernen, weil ihre Hände, ihre Augen, ihre Haltung, das Tempo und die Kraft ihrer Bewegungen nicht reden, genau so giebt es Darsteller, die — und ob man ihnen tausendmal erkläre und zehntausendmal vormache — nie richtig gehen und mit ihrer Haltung eine Situation sprechend ausdrücken lernen. Anderen hats ohne alle Schule ein gütiges Geschick in die Wiege gelegt.

Isadora Duncan. Ihre Theilnahme an den Festspielen war für mich selbstverständlich gewesen. Nach Dem, was über ihre Tanzkunst berichtet wurde, mußte sie nach Bayreuth kommen. Wagners Grundgedanke, daß alle Kunst Ausdruck und Sprache sei, Wagners Forderung, daß die Kunst der Geberde mit der der Sprache und der Töne in einem Kunstwerk zusammenwirken solle, ist so verwandt mit den Ideen, die Isa über Tanz und Körpergeste hat, daß sie ihre Kunst in den Dienst Wagners stellen mußte. Die Tanzkunst Isadoras Duncan ist der erste konsequente Versuch, im Einklang mit Wagners Ideen die Kunst des Bühnentanzes aus der Sinnlosigkeit und ästhetischen Roheit zu befreien, die unser jetziges Balletwesen charakterisirt. Dieses krankt an dem Ueberwuchern des virtuosen Elementes, das ohne jede künstlerische Ausdrucksfähigkeit die circusmäßige Ausbildung äußerlicher Fertigkeiten, wie Zehentanz, Hochsprung, Beingelenkigkeit, Dauerdrehung, erfordert.

Es ist erstarrt in totem Konventionalismus schematischer, schulgerechter Bewegungen und Gruppierungen und hindert alle Ausdrucksmöglichkeit der Körpergeste durch ein sinnloses, den Körper entstellendes und durch gemeines Raffinement der Betonung sexueller Momente direkt unsittliches, widerwärtiges Kostüm. Die künstlerische Wichtigkeit unseres ganzen Balletwesens ist längst allen halbwegs gebildeten Menschen klar. Daß nichts gegen sie geschieht, ist lediglich Folge des großen Gesetzes der Trägheit. Die Thatfache, daß in Bayreuth Isadora Duncan die künstlerischen Intentionen Wagners verwirklichen half, zwingt Alle, die mit der Zukunft der deutschen Bühnenkunst sich zu beschäftigen haben, zum Nachdenken über die jetzigen Zustände im Balletwesen. Wollen wir uns mit unserem lieben deutschen angeblichen Wagner-Verständniß nicht immer lächerlicher machen, so müssen wir, statt der thatenlosen Schwärmerei, Alles beseitigen, was noch unwagnerisch auf den Bühnen ist. Und was sagen die Herren Intendanten der großen Bühnen, die sich so viel auf ihre Stilgeföhle einbilden, wenn sie in dem Zusammenhang der Leistungen ihrer corps de ballet gedenken?

— — — — —

Zimmer wieder tauchen die Wünsche auf, daß man nach der Idee Wagners in Bayreuth doch auch einmal andere klassische Bühnenwerke aufführen möge. Ich halte solche Wünsche für unberechtigt. Das Haus wie das verdeckte Orchester verlangen Werke, bei denen diese Faktoren nicht störend, sondern helfend wirken. Die bayreuther Festspiele sollen bleiben, was sie sind. Ein Werk wüßte ich, das in Deutschland noch keine Stätte fand, die seiner würdig wäre, und das dort ein Gegenstück zu „Parfisal“ werden könnte, ein Werk, für das auch das verdeckte Orchester wie die Weihe des Hauses gleich herrlich passen: Liszts Oratorium „Christus“. Als eins der größten Kunstwerke der Musikgeschichte ist es noch immer höchstens ein paar Tausend Menschen wirklich bekannt. Aufführbar und zu genießen ist es eigentlich nur, wenn nach jedem Theil eine Pause, wie bei den Festspielen, gemacht werden kann. Liszts Todestag fällt jedes Jahr in die Festspielzeit. Könnte man nicht einmal mit einer einzigen Aufführung dieses großen Werkes des größten Wagnerianers versuchen? Professor Kniebe will das Werk in Bayreuth einstudiren und aufführen. Nach der Aufführung in einem für dieses Riesenwerk ungenügenden Raume wird vielleicht der Wunsch lebendig, einmal mit dem bayreuther Festspielorchester im Festspielhaus eine Gedächtnisaufführung am Todestage Liszts zu veranstalten.

Altenburg.

Hofkapellmeister Dr. Georg Böhler.



Die Verlorene Tochter.

Sie den fröhlichen Studenten
Kommt sie fröhlich jeden Abend,
Sicht im Kreis der lieben Jugend
Unbekümmert und vertraut.
Trinkt Bescheid aus allen Gläsern,
Dirigirt den Chor der Sänger,
Jedem gönnt sie gern ein Küßchen,
Jeder nennt sie seine Braut.

Nachbarinnen sehns mit Grausen,
Spahen pfeifens von den Dächern
Und schon nennt das ganze Städtchen
Martha ein verlornes Kind.
Alle braven Bürgerstöchter
Lösch'n züchtig ihre Kerzen:
Dank Dir, lieber Gott im Himmel,
Dass wir nicht wie Martha sind!

Unterdessen spendet Martha,
Eine Göttin vieler Gnaden,
Ihre wunderfüßen Gaben
Ueberreichlich vom Altar:
Ihrer Augen dunkles Rufen,
Ihres Halses schneeig Leuchten,
Ihres Busens stolze Rundung,
Ihr verträumtes schweres Haar.

Und es singen die Studenten:
Martha, unsre liebe Martha,
O Gefährtin unsrer Jugend,
Sonne unsrer dunklen Zeit!
O wie spendest Du voll Güte
Unserm staunenden Gemüthe
Deiner Schönheit süße Blüthe,
Martha, sei gebenedeit!

Einsam schläft der alte Vater,
Er allein ein Ahnungloser,
Jenen tiefen, guten Schlummer,
Den ein braver Schuster findet.
Sieht im Traum zur Hochzeit schreiten
Mit dem Sohn des Bürgermeisters
Züchtig unterm Myrthenschleier
Martha, sein geliebtes Kind.

Wien.

franz Karl Ginzkey.



Die einzige Steuer.

Der Großgrundbesitz bewirkt die Landflucht. Jahr aus, jahrein sendet Europa Millionen proletarisierter Landbewohner nach neuen Welttheilen. Dort, auf jungfräulichem Boden, unbehelligt von den Tributrechten des Besitzers und des Hypothekengläubigers, entstehen die Kornkammern der alten Welt. Sie bilden eine wachsende Konkurrenz für den unter ungünstigeren Bedingungen arbeitenden europäischen Produzenten. Die Entfernung spielt eine immer geringere Rolle in einer Zeit, wo die mit den Produkten der Industrie hinausgeschickten Schiffe das Getreide fast schon als Ballast zur Rückfracht benutzen. Während so die verstoßenen Kinder an ihrem Vaterland gerechte Rache üben, nagt ein anderer Wurm an den Wurzeln des Großgrundbesitzes. Die Landflucht schafft Arbeitermangel, Arbeitervertheuerung. Deshalb bedarf es keiner besonderen Maßnahmen, um die Vorkriegswirtschaft, den eigentlichen Kern der sozialen Frage, zu beseitigen. Noch etwa zwanzig Jahre: und das Jahrtausende alte Unrecht ist von der Strafe ereilt. Das Großgrundeigentum, dessen Konstitution schon lange durch den Hypothekenbruch geschwächt war, hat sich das eigene Grab geschaufelt. Ueberseits Konkurrenz und Arbeitermangel haben ihm vereint das Rückgrat zermalmt. Es drückt zusammen und auf seinen Trümmern erwächst die neue kräftige Kleinbauernwirtschaft.

Ein gelistreicher Gedanke. Nur darf der Mann, der ihn zuerst ausgesprochen und seit Jahren, zuletzt in der „Zukunft“ vom neunten Juli 1904, öffentlich vertreten hat, darf Herr Franz Oppenheimer mir nicht böse sein, wenn ich diesen Gedanken manchesterlich nenne. Können die Grundursachen der sozialen Noth, die auch ich in dem Störenfried der Bodenrente erkenne, durch die einfache Logik der Thatfachen — und gar in der verhältnismäßig kurzen Frist von zwanzig Jahren — beseitigt werden, dann hätten in der That die guten Manchesterleute Recht und das bequeme *laissez faire, laissez passer* hätte einen neuen Kämpfer bekommen, den ich seinen Vertheidigern eigentlich nicht gönne. Instinktiv fühlt Oppenheimer ja, wie nah dieser Gedanke liegt. Um seine gut sozialistische Seele zu retten, empfiehlt er das Eingreifen des Staates im Sinn der Geburtshilfe, wenn die Wehen der neuen Zeit beginnen. Aber ich fürchte, es bedarf eines erusteren Eingriffes, als sanfte Hebammenhände zu leisten vermögen, wenn eine frohere Zeit geboren werden soll.

Oppenheimers Theorie hat, wie so manche, einen kleinen Fehler: sie stimmt mit den Thatfachen nicht überein. Kein Kenner wird leugnen, daß sich der Großgrundbesitz in einer äußerst unbehaglichen Lage befindet; die Ursachen hat Keiner schärfer erkannt als unser Theoretiker. Wenn aber diese Ursachen mit Nothwendigkeit zum Zusammenbruch führen, dann müßten sich die Dinge schon heute, schon lange im Sinn der Prophezeiung entwickeln. Kein volkswirtschaftlich Gebildeter kann, und wenn er Babels Phantasie hätte, annehmen, daß solche fundamentalen Veränderungen plötzlich zum Abschluß gelangen.

Wie steht es nun in Wirklichkeit bei uns? Mir liegt gerade eine nach der Amtlichen Statistik des Deutschen Reiches bearbeitete Darstellung Sombarts vor. Trotz aller Noth, trotz ungehemmter Auswanderung nimmt der Großgrundbesitz zu; mit Ausnahme vielleicht der polnischen Gebiete, wo nicht wirtschaft-

liche, sondern politische Gründe entgegenwiesen. Man würde die Widerstandskraft unseres Junkerthums denn doch gewaltig unterschätzen, wenn man glaubte, daß sie im Kampf um die Rente so bald erlahmen. Theoretisch hätten sie längst den Kampf aufgeben müssen, theoretisch arbeitet ein erheblicher Theil schon lange mit einer Minusrente; in der Praxis aber haben sie mancherlei Mittel gefunden, die ihnen nicht nur das Leben erhalten, sondern sogar weitere Ausdehnung ermöglichten. Die Getreidezollpolitik ist nur eins dieser Mittel. Wer auf die Personen sieht, mag an eine Abnahme glauben. Das beweist aber nicht, daß der Besitz abgenommen hat; er ist vielleicht in die Hände eines stärker ausgestatteten Landsmannes übergegangen.

Oppenheimer vergißt namentlich ein Moment, das geeignet ist, seinen Beweis zum Theil wenigstens zu widerlegen. Er vergißt, in welchem Maß die Plutokratie den Großgrundbesitz unterstützt. Nach der Theorie müßte der junge Grundbesitzernachwuchs, der mit ganz anderen Bedürfnissen als der alte Stamm auf die Welt kommt, zusammenbrechen. Aber kann er nicht mit der Tochter eines Herrn Stern oder Fischer ein Vermögen heirathen? Und wenn wir von diesem „Ewig-Weiblichen“ absehen, das den Junker aus dem Sumpf der Verschuldung „hinanzieht“: auch unmittelbar dringen die Vertreter der Plutokratie in den Grundbesitz. Adolf von Hansemann war einer der größten Grundbesitzer Deutschlands, die Rothschilds sind es noch und an dem Granit dieser Millionen bricht die stärkste Theorie. Und wenn erst recht viele Junkersprossen auf den Gütern der Kohlen- und Schlotbarone als Verwalter sitzen, dann dürften noch einige Säkula vergehen, ehe dieser Theil des Großgrundbesitzes der Mehrmeinung Konzessionen macht.

Sehen wir uns England an. Als die gentlemen of country merkten, daß wegen der wachsenden Getreideinfuhr ihre Pachten zurückgingen, kündigten sie ihren Bauern, statt auf den Tag des Zusammenbruchs zu warten, und verwandelten Ackerland in Weideland. Nun dehnen sich, bewohnt von ein paar einsamen Hirten, die endlosen Schaafstufen, wo einst die Aeder der englischen Freisassen grünt, jenes kräftigen Geschlechtes, das die Schlachten bei Crecy, Poitiers und Agincourt gewann. Auch hier wird noch manche Lordschaft die sinkende Grundrente überbauern.

Ich habe das Vertrauen zu den Gesinnungsettern Oppenheimers, den deutschen Bodenreformern, daß sie, bei allem Respekt vor theor. tischer Forschung, die sozialen Forderungen der Gegenwart besser zu beantworten wissen. Und Meister Henry George ist ein Wegweiser, der auch da ans Ziel führt, wo er in Einzelheiten irrt. Die Polemik Oppenheimers gegen die Grundrententheorie Ricardos und Georges — sie erkenne den Ursprung der Rente nicht einzig im formalen römischen Grundbesitz, sondern Bedingung sei für sie, daß Großgrundbesitz schon vorhanden sein muß — ist die Aeußerung eines scharfen kritischen Kopfes, der auch vor anerkannten Autoritäten nicht zurückweicht. Aber für die Beurtheilung bodenreformischer Taktik ist sie unerheblich. Die einzige Steuer — single tax — ist von den amerikanischen Anhängern Georges als Schlagwort für ihren Feldzug gegen den Bodenwucher ausgegeben worden. Das mag dem Wesen des dortigen politischen Kampfes, mag auch der kurzen Vergangenheit der Grundrente entsprechen. Aber die deutschen Bodenreformer haben seit langen Jahren die utopische Periode hinter sich, wo sie das Ziel in der Boden-

verstaatlichung, in der Wegsteuerung der Grundrente sahen. Rängst haben sie begriffen, daß man die Weltgeschichte nicht rückwärts revidiren kann, daß historisch gewordenes Unrecht Recht geworden ist. Sie wissen, daß eine Konfiskation der in gutem Glauben erworbenen Grundrente eine Ungerechtigkeit und folglich eine Unklugheit wäre. Und deshalb meinen sie, daß man sich mit der gewordenen Rente abfinden muß. Aber das Unrecht von gestern rechtfertigt nicht das Unrecht von morgen; deshalb sind sie bestrebt, die Rentenwerthe, die von nun an ohne irgend eine Leistung des Besitzers, lediglich durch die Arbeit des Volksganges, geschaffen werden, dem rechtmäßigen Eigentümer zu sichern. Daneben fordern sie eine Besteuerung des Bodens, nicht nach dem Ertrag, der bei Millionenobjekten manchmal wenige Mark beträgt, sondern nach dem gemeinen Werth. Nun ist klar — auch die Bodenreformer leugnen es nicht —, daß nach Einführung einer solchen Reform sich das zu spekulativen Zwecken erworbene Land anbieten und die Grundrente zunächst sinken muß, da ja unbenutztes Land dem Besitzer eine — wenn, auch noch so geringe — Steuer auferlegen, in keinem Fall aber eine Gewinnmöglichkeit bieten würde. Da könnte es denn geschehen, daß, wie Oppenheimer meint, die Rente bis auf Null sinkt, so daß vom fiskalischen Standpunkt aus die ganze Reform als ein Fehlschlag erscheinen würde. Sehr bald aber würde sich dieser Fehlschlag auch dem Finanzminister als die unübertrefflichste Steuermaßregel enthüllen. Die Steuer würde thatsächlich wie die Erschließung einer neuen Kolonie wirken, die den Vorzug hätte, vor unserer Thore zu liegen. Das würde eine innere Kolonisation werden, für die keine Schutztruppe nöthig wäre, die aber dafür Millionen steuerkräftiger Bürger eine Existenz böte. Was ist des Deutschen Vaterland? So fragt der Sänger. Der Bodenreformer antwortet: „Mein Vaterland muß größer sein; leider schlummern aber noch viele Quadratmeilen dieses Vaterlandes in den Geldschränken der Banken und Spekulanten.“

Die Einwirkung der Reform auf die Rente (und zwar nach unten) ist naturgemäß und gesund. Vor Allem wird das spekulative Agio, das die Rente neben dem natürlichen Niveau besitz, unschädlicher gemacht. Darüber hinaus wird zunächst eine Entwerthung der Grundstücke eintreten. Ausblühen aber würden Handel und Gewerbe, die heute ihre beste Kraft der Rente opfern müssen. Die Behauptung Oppenheimers, daß die Rente auf Null sinken könnte, verstehe ich nicht. So lange man seine Bedürfnisse nicht mit den Bestandtheilen der Luft befriedigen kann, so lange der Aether nicht dem Wohnungvermietter Konkurrenz macht, muß der Boden in Kulturländern einen Rentenwerth haben. Auch vergißt unser Prophet, daß jeder wirtschaftliche Aufschwung sofort eine größere Nachfrage nach Boden schafft. Die selbe Tendenz, die das Angebot von Boden vermehrt, vergrößert in unberechenbarer Weise auch die Zahl der Reflektanten.

In Berlin gab es nach der Volkszählung von 1900 135 935 selbständige Haushaltungen mit nur einer Stube und Küche und 4086 selbständige Haushaltungen, die nur eine Küche hatten. Wenn wir bei diesen 140 041 Haushaltungsvorständen den bescheidenen Wunsch nach einem einzigen Zimmer mehr voraussetzen, so entsteht ein Bodenbedarf, der manche Berechnung über den Haufen wirft.

Die Rückwirkung der Reform auf das flache Land wäre sicher sehr günstig. Auch hier würden durch die Steuern erhebliche Theile neu entdeckt und den Produzenten zur Verfügung stehen. Auch hier würde in der ersten Zeit die

Rente vermuthlich sinken. Sinkende Rente heißt aber nicht sinkende Rentabilität. Der Wohlstand der Städte, denen der Dampf Bodenrente nicht mehr das beste Blut ausaugt, die erhöhte Konsumfähigkeit der Industrie bewirkt eine stärkere Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten anderer Art. An die Stelle der extensiven Bewirtschaftung tritt die intensive, die ihrer Natur nach nur für den Kleinbetrieb lohnend ist. Der Großgrundbesitz muß sich den veränderten Verhältnissen anpassen oder er fällt auseinander. Der Großgrundbesitz ist entstanden, als in barbarischen Zeiten nur das Recht des Stärkeren galt. Durch Jahrhunderte lang währende Verletzung beschworener Verträge konnte er wachsen. Jetzt erhält er Sukkurs aus dem reichen Bürgerthum; auch proletarisirt die Noth der Zeit den kleineren Besizer und wirft seinen Besitz dem stärkeren in den Schoß. Vertreiben wir diese Bundesgenossen, so ist der Großgrundbesitz dem Schicksal alles Menschlichen unterworfen: der Vergänglichkeit.

Es ist ein unfruchtbares Beginnen, sich in eine scharfsinnige Theorie einzuspinnen und auf die Logik der Thatfachen zu warten. Der Tag fordert sein Recht und fordert es zuerst von den Männern, denen Erleuchtung geworden ist. Ich fürchte, wenn die Barbarei des Kommunismus ihren Eingang hält, sibt Franz Oppenheimer verträumt in seiner Studirstube und ruft dem Einbringling zu: „Störe mir meine Kreuze nicht!“ Ludwig Gechwege.

Mein liebenswürdiger Herr Kritiker glaubt, mich dadurch zu schlagen, daß er meine Theorie „manchesterlich“ nennt. Doch ich fürchte mich nicht vor Worten. Wenn er unter „Manchesterthum“ die Meinung versteht, daß die gesellschaftliche Entwicklung auf die Länge aus eigenen Kräften zu einer rationalen Gestaltung der Gesellschaft führen wird, dann bekenne ich mich unumwunden zu diesem Manchesterthum. Bisher hat man freilich etwas wesentlich Anderes darunter verstanden, nämlich die volkswirtschaftliche Lehre, die die heutige kapitalistische Ordnung mit ihren nicht geleugneten Schäden, mit Arbeiternoth, Plutokratie und Krisen, für das letzte Wort der Geschichte, für eine „immanente Kategorie“ der Wirtschaft erklärt; und dieses Manchesterthum weise ich ab. Ich erkenne in unserer im Uebrigen rein ökonomischen Organisation einen Rest der politischen, auf Gewalt aufgebauten Organisation des primitiven Eroberungsstaates, eine feudale Machtposition des Großgrundeigenthumes. Ich behaupte, daß ohne seine Gegenwart keine „Grundrente“, namentlich keine „Zuwachsrrente“ in irgend schädlichem Ausmaß entstanden wäre und bestehen könnte; und behaupte ferner, daß nach dem Verschwinden dieser Machtposition und damit der Grundrente eine alle Erwartungen befriedigende Harmonie der sozialen Funktionen eintreten müßte. Das ist nicht Manchesterthum, Klassentheorie der Bourgeoisie, auch nicht Kollektivismus, Klassentheorie des industriellen Proletariates, sondern Sozialliberalismus, eine Theorie, die keiner einzelnen Klasse, sondern den Entrechteten aller Klassen das Lösungswort giebt.

Nun bin ich allerdings der Meinung, daß dieser Schädling der sozialen Entwicklung sich selbst ausstoßen wird, und zwar durch die Wirkung, die das große Grundeigenthum auf die Wanderbewegung übt. Die überseeische Auswanderung seiner Hinterlassen hat die „amerikanische Konkurrenz“ geschaffen, die Produktpreise geworfen und wird sie nie mehr wesentlich steigen lassen; zu-

gleich wachsen, dank der inländischen Kolonisation, die Ländereinkünfte: und so schrumpft die Grundrente von beiden Seiten her zusammen. Bald wird sie verschwinden, die feudale Rechtsposition wertlos geworden sein, wie eine Raubritterburg an einer verlassenen Handelsstraße. Diese Prognose greift Herr Schwesig an.

Erstens, so argumentirt er, müßte, wenn ich Recht hätte, das Tempo des Abstieges zum vollkommenen Zusammenbruch ein viel schnelleres sein. Nun, ich meine, das Tempo ist schnell genug, wenn man zuschaut, was seit den fetten Jahren, die bis zur Mitte des achten Jahrzehntes im neunzehnten Säkulum währten, aus der Grundrente der Großgüter geworden ist; trotz allen Staatszuschüssen in Gestalt von Liebesgaben, Steuererlassen und Zöllen. Das Großgrundbesitzthum beginnt denn auch, Sombaris und Schwesiges Statistik zum Trotz, stark abzubrückeln: zwischen 1882 und 1895 ist es absolut und relativ zurückgegangen und das Mittelbauertum hat es abgelöst. Und auch hier gilt, daß nur „der erste Schritt kostet“. Die Presse ist gebrochen.

Zweitens, sagt mein Kritiker, würden sich die Herren vom alten und befestigten Grundbesitz auch in Zukunft zu helfen wissen, den Staat heranzuziehen verstehen. Das erscheint mir für eine nicht unmittelbar bevorstehende Zukunft recht unwahrscheinlich. Seit 1862 haben die Ostelbier in Deutschland gegen die Großindustrie des Westens nichts mehr durchzusetzen vermocht; und was sie seit 1878 mit deren Hilfe in den Zollrechtstagen erreicht haben, danken sie einem Interessenblindniß, dessen Grundlagen offenbar, je mehr unsere Großindustrie erstarkt, immer weniger tragfähig werden. Sobald unsere Großindustrie in ihrer Mehrheit ein größeres Interesse am Export als am Binnenmarkt hat, ist das Kartell aufgehoben, hat die agrarische Liebesgabenpolitik ihr Ende gefunden. Oder glaubt mein Kritiker allen Ernstes, daß die zwölftausend Grundbesitzer des Ostens in alle Ewigkeit hinein die Macht haben werden, den täglich an Volkszahl und Reichthum enorm wachsenden Westen zu beherrschen und zu exploitiren, und daß der Westen Das ertragen wird, ohne sich zu wehren?

Der dritte Einwand, daß die Börsenmagnaten allmählich die neun Millionen Hektar Land, die heute der Grundbesitz allein in Preußen belegt, aufkaufen und halten werden, wenn es auch noch so große Zuschüsse kostet, bedarf wohl keiner ersten Erwiderung.

Was viertens die britische Entwicklung anlangt, so scheint sie meinem Herrn Gegner allerdings einige Argumente zu liefern. Zwar ist die Grundrente dort fast völlig zusammengebrochen; aber auf den ehemaligen Latifundien hat sich keine neue Yoomanry entwickelt. Richtig. Nur lassen die britischen Verhältnisse mit den unseren keinen Vergleich zu. Dort ein ozeanisches, feuchtes Klima, das auf weiten Strecken den Uebergang vom Feldbau zur Weidewirtschaft ermdglichte; bei uns ein kontinentales Klima, das fast überall einen solchen Betriebswechsel verbietet. Und vor Allem: dräben das Land in ungeheuren Flächen als sibiriskommisarisches, unverschuldetes Eigentum enorm reicher Magnatenfamilien, die längst durch ihre Betheiligung an Industrie und Handel und durch die Einnahmen aus ihrem städtischen Hausbesitz überreichlich versorgt haben, was sie an ländlicher Grundrente einbüßten; hier, bei uns, überwiegend ein gefährlich hoch verschuldetes Kleinjunkertum, dessen ganze Existenz mit der Rente steht und fällt. Dräben, wo das Land keine Hypothekenzinsen aufzubringen hat, konnte

der Magnat es unbenutzt liegen lassen oder in extensivster Wirtschaft sich mit einem winzigen Rentenrest begnügen; in Deutschland ist Das fast überall unmöglich. Sobald die Rente tief genug gesunken ist, um den Klassenstandard des Besitzers nicht mehr zu decken, muß im Allgemeinen die Subhastation erfolgen; und dann sind die Gläubiger genöthigt, ihren Nothbesitz an den einzigen Stand abzugeben, der dann noch die Zinsen aufbringen kann, nämlich an den durch keine „Leutenoth“ bedrängten, weil selbst arbeitenden und durch den Sturz der Getreidepreise nicht geschädigten, sondern, weil er Viehzüchtet, begünstigten Mittelbauern.

Diese Entwicklung halte ich für viel mächtiger und sogar für viel schneller als die nach meiner bescheidenen Meinung recht unerhebliche Agitation der heutigen Bodenbesitzerreformer für die Besteuerung nach dem gemeinen Werth. Erstens beschränken sie sich auf die Städte, gehen also der von Vielen — zum Beispiel: von Damaschke — anerkannten Wurzel der Grundrente im ländlichen Grundwuchstum. „gr. nicht. z. Reihe: „weitere“ „gr. fr. in. ihre. „Zukunft“ „ou. eine. rührenden Bescheidenheit: wenn sie selbst durchsetzen, was sie wollen, so beschneiden sie die Zuwachsrrente des städtischen Hausbesitzers um ein Geringes, aber sie sind nicht im Stande, ihr Wachstum zu verhindern, und noch weniger, sie empfindlich herabzubrüden. Und drittens haben sie nicht einmal Aussicht, diese wenig bedeutenden Wünsche in absehbarer Zeit überall durchzusetzen. Wäre die *singlo tax* Georges in vollem Umfang erreichbar, so wäre — Das habe ich selbst ausgesprochen — praktisch Alles erreicht, was erstrebt werden kann; denn die Grundrente würde auf Null sinken. Aber die „einzige Steuer“ ist eben nicht zu erreichen, weil sie zu viele Interessen gegen sich ins Feld ruft. Dagegen hätte eine Agitation gegen die zwölfs. bis vierzehntausend Großgrundbesitzer allein unendlich höhere Aussichten auf Erfolg. Da Herr Schwabe nicht an die Selbstheilung der Gesellschaft zu glauben scheint, erwirbe er sich ein Verdienst, wenn er für diese Agitation wirken würde.

Dr. Franz Oppenheimer.



Montantrust?

Er kam nach Delos. Dort drang er nachts in den ehrwürdigen Apollotempel, suchte sich die schönsten, werthvollsten Standbilder aus, ließ sie wegschleppen und sogleich auf sein Frachtschiff bringen. Am nächsten Morgen sahen die Inselbewohner mit Entsetzen, wie schamlos ihre Heiligthum beraubt worden sei. An diese und ähnliche Thaten des von Cicero bekämpften Verres erinnerte mich das Handeln des Herrn August Thyssen; und ich wünschte mir die Beredsamkeit des römischen Anklägers, um diesen Augustus nach Gebühr geißeln zu können. Wünschte; nur in der ersten Stunde war mein Gefühl so. Als ich kurz nach der Fusion des Schalker Gruben- und Hüttenvereins mit der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft erfuhr, auch der Wagener Hüttenverein Nothe Erde sei der neuen Gemeinschaft angegliedert, grüßte ich Herrn Thyssen. Natürlich. Seit Monaten hatte die „öffentliche Meinung“ sich bemüht, die Verschmelzungspläne des rheinischen Kohlengruben als ein nationales Unglück hinzustellen. Und kaum hatte nun Herr Müller, als unvergleich-

licher Hüter der *salus publica*, zum Hibernia Geniestreich ausgeholt, da beginnt Thyssen, der Schweigsame, aber Schreckliche, die Ausführung seiner Pläne mit einer Hast zu betreiben, als fürchte er, die Staatsgewalt könne ihm die listig ausersiehene Beute noch rasch vor der Vergung entreißen. Hat er ein böses Gewissen? Ist er wirklich ein gefährlicher Mensch? Einen Augenblick, ich wills nicht leugnen, erschien mir Müllers hohe Gestalt in bengalischem Licht. Wenig hat ich dem verkannten Staatsmann jedes Tadelwort ab und pries das Geschick, das uns in ihm den Retter aus schwerer Noth gesandt hat. Leibhaftig stand das Ungeheuer, das er bekämpfen will, nun ja vor Aller Augen. Dem Himmel sei Dank, daß noch Einer den Muth hat, das Scheusal anzugreifen, daß wir eine wachsame Regierung haben. Thyssen wird dem Lande nicht lange mehr schaden.

Doch nur kurze Zeit blendete mich der unweise Zorn; dann stand der Handelsminister wieder in Alltagsbeleuchtung vor mir und ich erkannte, daß Thyssen nicht der Schwarze Mann ist, den der Philister aus ihm machen möchte. Oft erlebt man ja, daß ein Angeklagter, der vor den Richter kommt, schon als verurtheilt gilt, weil die Last der Beschuldigung ihn zu erdrücken scheint. Zeigt er sich etwa gar noch unruhig und wird auf Heimlichkeiten ertappt, dann ist, trotz dem gelungensten Entlastungsbeweis, manchmal um ihn geschehen. So ist es Thyssen ergangen. Daß er zuerst Schalle und nach ein paar Tagen darin Rothe Erde mit Gelsenkirchen zusammenkoppelte, mußte ärgern; man war empört über eine unaufrichtige Politik, hinter der nur schünder Nachthunger laure. Allmählich kam die Besinnung und man erkannte, daß die Transaktion seit einem Jahr als ein Ganzes geplant und die unvermeidliche Folge einer Entwicklung war, die man rühmen oder verdammen, aber nicht aus der Welt schaffen kann. Das Ziel dieser Entwicklung, die wir aus amerikanischen Vorgängen kennen, ist die Verschmelzung großer Kohlengesellschaften mit großen Eisen- und Stahlwerken. Die „reinen“ Walzwerke sind schon durch die „gemischten“ verdrängt; jetzt geht man noch einen Schritt weiter. Eigenes Roheisen, eigene Kohle: dieser begreifliche Wunsch mußte zu Thyssens Fusionen führen; und ich kann den Plan und die Art seiner Ausführung nach ruhigem Ueberlegen nur vernünftig nennen. Das System hat sich in Amerika bewährt und die Konkurrenzfähigkeit des fertigen Fabrikates deutlich erwiesen. Solche große Industriekonzentrationen entsprechen nun einmal der Tendenz unserer Zeit und ich kann, trotz allem Mühen, mich nicht in Sinn und Grundstimmung der Leute hineinversetzen, denen diese Erscheinungen Schrecken einjagen. Was fürchten sie denn? Daß der Stahl Monomischer als bisher bereitet werde? Das wäre doch sicher kein Unglück. Und eine andere Folge ist weder beabsichtigt noch überhaupt möglich. Daß den Fechen die Kohle, die sie ihren eigenen Hütten liefern, auf ihre Bethelligung am Kohlen Syndikat nicht angerechnet wird, kann auch nicht als ein Unglück bezeichnet werden; denn je mehr Kohle das Syndikat abzusehen genöthigt ist, um so leichter wird es zu einer maßvollen Preispolitik zu bestimmen sein. Warum also gerade Leute, die das Volkstribunal gepachtet haben, die Fusionirungen in der Montanindustrie als Verbrechen gegen den Staat verstreuen und die Regierung zu Hilfe rufen, damit sie durch den Ankauf der Hibernia uns vor der Schmach solches Zustandes bewahre, ist mir ein Räthsel. Eben so wenig kann ich begreifen, warum in der Börsenpresse der gelsenkirchener Concern beharrlich ein Montantrust genannt wird, obwohl er

gar kein Trust ist. Ein Trust ist entweder ein Treuhänderinstitut zur Konservirung bestimmter Wertpapiere oder die Vereinigung sämtlicher Unternehmungen eines Industriezweiges zu einer einzigen Gesellschaft. Thyffens Concern ist weder das Eine noch das Andere. Nach seinem Muster werden im Rheinland allmählich wohl noch mehr Zechenlitten entstehen. Ein Trust aber, wie der amerikanische Stahltrust einer ist, wird in Deutschland, glaube ich, nicht zu Stande kommen, weil die Individualitäten in unserer Industrie stärker sind und ich wenigstens in unserer Bankwelt keinen Morgan sehe, dem das schwere Werk gelingen könnte, diese sehr verschiedenen Persönlichkeiten unter einer Fahne zusammenzuschaaeren. Ueber das Kohlen Syndikat auf der einen, den Stahlwerkverband auf der anderen Seite wird der Versuch, die deutsche Montanindustrie zu einigen, schwerlich hinauszugehen. Diese Syndikatsgebilde, die noch nirgends zu solcher Vollkommenheit gediehen sind wie hier, darf man nicht etwa als Zwischenstufe betrachten, von der nächstens zum amerikanischen Trust geklettert werden soll. Die Amerikaner sind von der Preisfondentation — einer auch in Deutschland auf den Aussterbeetat gesehten, höchst unzulänglichen Kartellirungsform — sofort zum Trust übergegangen. Das war eine radikale, echt yankeehafte Lösung, die vor keiner Tradition, keiner Familienrücksicht Halt zu machen brauchte. Carnegie ließ sich, wie alle Anderen, kaufen und zog sich mit dem Erlds nach Schottland zurück, von wo er seitdem mit der selben Hartnäckigkeit, die er früher mit gerechtem Stolz auf die Verbesserung seines Stahles verwandte, die Welt mit Traktätschen und wunderlichen Büchern beglückt. Unsere Thyffens, Daniel, Stinnes, Rirdorf sind aus anderem Holz. Auch bei uns hat man einen Sprung gemacht; aber nicht zum Trust, sondern zum Verband und Syndikat, die in den letzten zwei Jahren eine spezifisch deutsche, klassische Form erhalten haben, wie man sie in Amerika niemals erreicht, freilich auch nie angestrebt hat, weil man die Trustirung, die völlige Verschmelzung aller gleichartigen Unternehmungen, vorzog. Beide Erscheinungen bezeichnen ein Endziel, — wenigstens für die Lebenszeit unserer kapitalistischen Wirthschaft, die ja auch nach dem amsterdamer Kongreß der Internationale noch nicht zum Sterben bereit scheint.

Wer das Gewordene nüchtern überblickt und sich von der jetzt angerichteten Verwirrung das Auge nicht trüben läßt, kann, trotz Thyffens Fusionen, den Verstaatlichungsplan Möllers nicht billigen. Daß der Minister froh war, von dem gelsenkirchener Rummel und der dadurch bewirkten Erregung profitiren zu können, ist nur allzu natürlich; als Bringer des Heils zu posiren, ist immer schön. Das ändert aber nichts an der Sache. Die Verstaatlichung ist zwecklos; und eine zwecklose Aktion obendrein noch so ungeschickt anzufangen, wie Herr Möller es gethan hat, ist der Gipfel der Unklugheit. Obwohl kein höheres Staatsinteresse für den Ankauf der Hibernia sprach, hat der Minister erstens das Ansehen der Regierung geschädigt, zweitens in der Bankwelt offenem Hader erzeugt, drittens, nach all den salbungsvollen amtlichen Erklärungen über die Nachlosigkeit des Börsenspielles, die wildeste Spekulation begünstigt. Eine Prachtleistung, die ihm, wie kein Gerechter bestreiten kann, das Recht giebt, den Rest seines Lebens procul negotiis im Genuß eines anständigen Ruhegehaltes zu verleben. Dis.



Elektra.

In der Komödie, von der ich zuletzt sprach — zu spät sprach, meint Mancher und rügt, daß ich noch vom alten Theaterjahr rede, während man fürs neue schon die Lampen pußt —, in Bahrs Komödie vom Meisterwahn taucht für ein Viertelstündchen ein Geheimrath und Rektor auf, der ein dickes Buch über Lukian geschrieben hat und ein noch dickeres über die Griechen schreiben möchte, „nämlich meine Griechen, die wirklichen, mit ihrer furchtbaren Hysterie, nicht die von Gips.“ Das Wort funkelt auf und verprasselt, wie eine Leuchtugel, ohne eine Spur zu lassen. Da es in der schwächsten, leersten Szene des Stückes gesprochen wird, hat man Zeit, ihm nachzudenken. Das that ich. Auf der Bühne wurde ein schlimmer Poffenbruder abgekanzelt; und ich dachte: Wie kam diesem Herrmann Bahr in seiner wiener Beitliffengasse der Einfall, eine Massenhysterie der Hellenen zu behaupten? Die Antwort war schnell gefunden. Hinter Bahrs bärtigem Haupt, das einst dem Daudets ähnelte, jetzt gern dem buonarottischen Moses gleiche, sah ich im dunklen Saal das schmale Kavaliertöpfchen des Herrn Hugo von Hofmannsthal. Zwei Freunde. Zwei feine Hirne. Wer eine Probe will, lese Bahrs „Dialog vom Tragischen“ und Hofmannsthal „Victor Hugo“; er wird dann nicht mehr zweifeln, daß die Beiden einander was Merkwürdigen mitzutheilen haben. Schon im „Dialog“ wird von der „Tollheit“ und Hysterie der Griechen gesprochen, gegen die, als Heilmittel, die Tragoedie erfunden worden sei. Unter Freunden weiß man oft nicht, wer sich zuerst auf eine neue Gedankenbahn gewagt, wer den Freund herbeigewinkt hat. Der Dritte im wiener Bund, Herr Arthur Schnitzler, läßt einen grauen Junggesellen zum anderen sagen: „Wir bringen einander die Stichworte so geschickt; es giebt pathetische Leute, die solche Beziehungen Freundschaft nennen.“ Welcher von beiden Artisten das Stichwort brachte, braucht uns nicht zu kümmern; mir genügt, festzustellen, daß Beide ungefähr um die selbe Zeit laut von der Hysterie der Griechen zu sprechen anfangen. Ich habe, mag der Poet gesagt haben, eine „Elektra“ geschrieben, der alle Esel vorwerfen werden, daß sie nicht griechisch, sondern hysterisch sei; als ob der Typus der hysterica nicht auch in Hellas zu finden gewesen sein könnte, sein müßte! Sicher, erwiderte der Freund (so stelle ich mirs vor); was ist überhaupt Griechheit, was Hysterie? Schließlich sinds auch nur Begriffsgespenster. Nun konnte der Dritte sich einmischen, der Dr. med. Schnitzler, und die Freunde auf die Hysteriestudien der Nervenpathologen Freud und Breuer hinweisen. Darin wird (ich citire Bahrs „Dialog“) „die Hysterie aus Affekten

erklärt, welche ein Mensch, statt sie natürlich zu entleeren und sich dadurch abzuspannen und wieder ins Gleichgewicht zu kommen, unterdrückt und gewaltsam vergessen hat, worauf sie sich entweder in eine Trübung, häßliche Verstimmung und Bewölkung seines ganzen Wesens oder oft sogar in ein körperliches Phänomen, eine Lähmung oder einen seltsamen, ja, schauerlichen Tic verwandelt.“ Als Bahr das Buch gelesen hatte, schrieb er, es habe ihn „die Lebensgefahr, in der jede Kultur schwebt, erst recht verstehen und wieder die ungeheure Kraft der Griechen bewundern gelehrt, denen gegeben war, bedenkliche oder unbequeme Leidenschaften, ja, Laster des Menschen, statt sie, wie wir thun, abzuleugnen, wodurch sie nicht besser werden, lieber mit weiser Hand allmählich umzubiegen, bis sie aus einer Noth so zum Segen ihrer Polis wurden . . . Die ganze Kultur der Griechen war rings von Hysterie beschlichen und umstellt. Wir sehen sie überall lauern, wir hören sie überall röcheln, die Mythen sind von ihr voll; der ganze Begriff der Polis, in welchem sich der Bürger für den Genuß einer erhabenen Stunde oder für den Wahn des unter den Nachkommen fortschallenden Ruhmes mit Lust zerstört, ist hysterisch.“ Die Tragoedie sei „als eine entsetzliche Kur der Erinnerung an alles Böse“ zu verstehen. „Die Tragoedie erinnert ein durch Kultur krankes Volk, woran es nicht erinnert sein will: an seine schlechten Affekte, die es versteckt, an den früheren Menschen der Wildheit, der im gebildeten, den es jetzt spielt, immer noch lauert und knirscht, und reißt ihm die Ketten ab und läßt das Thier los, bis es sich ausgetobt hat und der Mensch, von den schleichenden Dämpfen und Gasen rein und frei, durch Erregung beschwichtigt, bildsam zur Sitte zurückkehren kann.“ So kann es (in Hellas und in Wien) gewesen sein; aber auch anders. Einerlei. Statt des dicken Buches, das Bahrs Geheimrath schreiben möchte, hat Herr von Hofmannsthal uns ein dünnes geschenkt; statt der gelehrten Abhandlung erhielten wir, solchen Tausches froh, ein heißes Gedicht, in dem hysterische Griechen vor unserem Auge leben.

Ob es solche Griechen je gab? Ach . . . Wir vernehmen die seltsamsten Urtheile über lebende Völker, die Jeder auffuchen und kontroliren kann, Urtheile, gegen deren Rechtskraft die sichtbarsten Thatsachen streiten; und wir sollten über die Menschen des Aischylos, auch nur des Euripides Sicheres auszusagen vermögen? An wen sollen wir uns halten? Jeder Gelehrte wird ja vom anderen abgethan. Humboldt, sagt uns Herr von Wilamowitz-Moellendorff, „hat das Griechische nicht verstanden“; und „die griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt existirt für die Wissenschaft nicht. Das Griechenthum Burckhardts hat eben so wenig existirt wie das der klassizistischen Aesthetik,

gegen das er vor fünfzig Jahren mit Recht polemisirt haben mag. Ueber kurz oder lang wird die Wissenschaft auch mein Verständniß überwunden haben.“ Sehr bescheiden; doch nicht sehr beruhigend. Grote, Curtius und Duruy werden kaum noch gelesen. Schiller nennt Verstand, Maß und Klarheit die Elemente der Griechheit; und Niegische, der Segenfriedrich, sagt: „Wären die Griechen in ihrem tapferen und siegreichen Mannesalter solche nüchterne und altkluge Praktiker und Heiterlinge gewesen, wie es sich der gelehrte Philister unserer Tage wohl imaginirt, oder hätten sie nur in einem schwelgerischen Schweben, Klingen, Athmen und Fühlen gelebt, wie es wohl der ungelehrte Phantast gern annimmt, so wäre die Quelle der Philosophie gar nicht bei ihnen ans Licht gekommen“. Quot homines, tot sententiae. Immer der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Uns Ungelehrten bleibt nur der Blick auf die Dichtung der Griechen. Orest und Oedipus, Ajax und Hippolyt, Klytaimestra, Phaidra, Kassandra, die kolchische Heze, Herakles unter Nyssas Herrschaft: ein in der gemäßigten Zone heiterer Klarheit wohnendes Volk Verständiger hätte sich schauernd von solchen Schreckgestalten gewandt. Wir dürfen, wenn wir vom Griechenthum sprechen, nicht an Homers weise Einfalt nur und an Pindars liebliche Gebilde denken; wer über Hellas urtheilen will, sollte die Zeiten, die Züge ionischen und dorischen Wesens, die mythologischen und religiösen Vorstellungen sorgfamer unterscheiden, als es meist noch geschieht. Schon zwischen der düsteren Majestät der Choephoren und dem euripidischen Herakles, der den Kleaten (wir würden sagen: Monisten) Xenophanes citirt, liegt eine Welt; und die drei Tragiker lebten doch um die selbe Zeit. Den Normalgriechen aus unserer Schulstube, der die im Wirbelwind irrer Leidenschaft noch gehaltene Würde des Sophokles der dorisch ernsten Anmuth Pindars vereint, gab es wahrscheinlich nie. Und wenn die „Wissenschaft“ Herrn von Wilamowitz überwunden haben wird, wie sie Winkelmann und Burckhardt überwand, wenn neben dem einstweilen neusten Wegweiser, der Basenmalerei, ein neuerer aufragt, dann werden wir noch immer nicht genau wissen, wie die Peloponnesier ausfahen, deren Bilder durch die Tragödien der drei Unsterblichen schreiten. Wenn irgendwo, darf hier der Dichter in Freiheit schalten; und jeder Poet hats gethan. Shakespeares Achill und Timon, Goethes Iphigenie, Kleists Pelide, Grillparzers Jason und Hero, der leusche Byges Hebeles: Alle, sollen wir glauben, reifte die Sonne Homers. Nur Pedanten können Herrn von Hofmannsthal tadeln, weil er die Griechen zeigt, die sein Auge sah.

Es sah keinen Mann. Agisthos ist ein Statist, Orestes ein Deklamator. Beide kommen von draußen in das Gedicht, sind nicht in seinem Her-

gen gezeugt; und wir wünschen sie fort aus dieser Welt. Nur Weiber sollten hier hausen. Wunderbar, seufzt der als Spanier verummunte Goethe: „ein Mensch, der sich über so Vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden.“ Herr von Hofmannsthal hatte den nicht geringen Muth, der Erinnerung an die Oresteia zu trohen: nicht den höheren, den alten Stoff nach eigenem Recht zu gestalten. Nicht der Geist, doch das Personal der Atridentragödie ist ihm heilig. Eine Stunde lang hält er uns im Bann, läßt uns länger noch vergessen, daß Aischylos und Sophokles in diesem Königshaus thronen; dann tritt Orest ein: und der Bann weicht, der Zauber wirkt nicht mehr. Nur Weiber dürfen in diesem schwülen Winkel wohnen. Die Elektra des Wieners hat in ihrer ausgedörrten Jungfernbrust keinen Ton, der zum Gedankenaustausch mit Männern taugt; selbst wenn sie dem Bruder ihre „süßen Schauder“ entblöht, spricht sie wie nur zum Weibe das Weib. Und gerade in dieser Szene, wenn die Geschwister einander erkennen, grüßen, in zärtlicher Wuth umklammern, wacht lauernnd unser Gedächtniß. Die Elektra des Aischylos, die auf dem Grab des Vaters die Locke sündet, die Fußspur mißt, die Elektra des Sophokles, die, als kose sie einen schlafenden Säugling, die Urne streichelt, in der sie die Asche des Bruders wähnt, und der Jubel dann, wie aus schwarz umschleierten Trommeten: zwei Riesenschatten erdrücken unserem Blick die schwächliche Gestalt des Modernen, die uns noch eben so kraftvoll schien. Konnte Orest nicht stumm in den Mörderpalast huschen, seine Ankunft der Schwester durch ein Zeichen, einen Ruf gemeldet werden? Er ist hier ja nur ihr Werkzeug, die Hand, die ihren Willen bedient. Und wie steht Elektra vor dem Bruder! Er kommt, mit Gefahr seines Lebens den Vater zu rächen, die Mutter und deren Buhlen zu richten, zu töten: und in der ersten Minute nach der Erkennung spricht ihm die Schwester vom Leuchten ihres nackten Leibes, an dessen Weiße sie sich gefreut hat, spricht die Jungfrau von dem hohläugigen Haß, der als Bräutigam in ihr schlafloses Bett schlüpfte und sie zwang, „Alles zu wissen, wie es zwischen Mann und Weib zugeht.“ Ist Diese Agamemnon's Tochter oder ein hysterisches Mädchen, dessen Bluth ungelöscht verfohlt?

Sie ist Agamemnon's hysterische Tochter. Nur keine Furcht vor dem im Alltagsgebrauch beschmutzten Wort. Es ist uralt, ward oft (wenn mein Gedächtniß nicht trügt, auch vom Dichter des Year) metaphorisch zur Bezeichnung des Irrefeins verwendet und hat den hier wichtigen Vorzug, aus dem Lande der Griechen zu stammen; *ὄστρακα* ist die Gebärmutter. „Wie der Name andeutet“, sagt Kraepelin, „ist die Hysterie so sehr eine Krankheit des weiblichen Geschlechtes, daß man sogar zweifelhaft gewesen ist, ob man über-

haupt ein Recht hat, ähnliche Erkrankungen bei Männern mit der selben Bezeichnung zu belegen. Doch die ‚männliche Hysterie‘ ist heute, wie wir der pariser Schule ohne Weiteres zugeben müssen, keine seltene Krankheit mehr. Die Ursache der Hysterie ist in einer krankhaften Veranlagung des gesammten Nervensystems zu suchen; das Weib aber hat in den Genitalorganen eine der ergiebigsten Quellen für die äußeren Reize und Schädlichkeiten, die nun auf dem vorbereiteten Boden die hysterischen Erscheinungen auslösen. „Und da wir gerade dabei sind, will ich schnell noch anführen, was der münchener Psychiater über das in Bahrs „Dialog“ genannte Buch sagt: „Mit einer höchst merkwürdigen Auffassung der hysterischen Störungen sind Breuer und Freud hervorgetreten. Nach ihren Versicherungen soll die Hysterie durch ganz bestimmte passive sexuelle Erlebnisse in der frühesten Kindheit erzeugt werden, die dann in der Form unbewusster Erinnerungen durch das ganze spätere Leben hindurch fortspulen und in mannichfacher Umformung zur hysterischen ‚Abwehrneurose‘ führen. War das Erlebnis nicht die Duldung, sondern die Begehung einer geschlechtlichen Handlung, so entstehen auf dem selben Wege Zwangsvorstellungen. . . Man erfährt all diese Dinge, indem man die Kranken in der Hypnose ausfragt. Wir dürfen wohl behaupten, daß man auf diesem Wege noch ganz andere Dinge herausbringen könnte. Wenn aber unsere vielgeplagte Seele durch längst vergessene unliebsame sexuelle Erfahrungen für alle Zeiten ihr Gleichgewicht verlore, so dürften wir am Anfang vom Ende unseres Geschlechtes angekommen sein. Freilich sollen all jene Erinnerungen unschädlich werden, wenn es einem kundigen Arzt gelingt, sie mit Hilfe des ‚kathartischen‘ Verfahrens, der fortgesetzten hypnotischen Beichte, ans Licht zu bringen und zu bewußten zu machen.“ Da haben wir eine Katharsis, von der Aristoteles (dieser endlich nun entlarvte Ignorant, der auch die drahtlose Telegraphie und das Diphtherieserum noch nicht kannte) nichts ahnte; haben die Quelle, die Herr Bahr so amüsanter plätschern läßt. Was die wiener Neurologen durch hypnotische Beichte erreichen, wirken, sagt der Tausendkünstler, die Griechen durch die Tragoedie. Aischylos und Sophokles, Freud und Breuer; antike, moderne Katharsis. Gar nicht dumm; aber . . . Cousin, kannst Du noch?

Ich möchte nicht glauben, daß der Dreisteinadichter der Vorgänger Playfairs war und Euripides sich das selbe Ziel setzte wie Weir Mitchell mit seiner Mastur. Auch Herr von Hofmannsthal ging sicher nicht aus, das Bild der hysterica zu malen. Daß ers (wahrscheinlich unter der Nachwirkung manches Dialoges) dennoch that, ärgert mich nicht. Agamemnon's Tochter kann so sein; mußte so werden, wenn sie zum Griechengeist den Leib eines Men-

schweibes erhielt und in eine entgötterte Welt gesetzt wurde. Was dem Sophokles, der die Hand nach einem vom aischylischen Genius geweihten Stoff zu strecken wagte, von frommen Athenern gestattet ward, dürfen wir dem Modernen nicht wehren; denn er ist kein Riese zwar, doch ein ganzer Dichter und nicht unwürdig drum, das Werk des Sophokles fortzusetzen. Der wollte die Atriden schon in freiere Menschlichkeit retten. In der Orestia peitscht ein Gott sie zur sühnenden Rächthat. Sophokles entwindet dem Furchtbaren die Geißel. Seine Elektra leucht nicht mehr im Joch; ihr Wille, den sie dann frei wähnt, ruft die Götter, das heilige Licht und die unterirdischen Wahrerinnen „ehrwürdigen Fluches“, und sie fühlt die That der Mutter schon als allerfeinsten Weibheit angethane Schmach. Auch Klytaimestra ist menschlicher; im alten Gedicht rühmt sie sich frech des Mordes, im neueren fleht sie um mildes Gericht: hätte Agamemnon ihr nicht die Tochter, Iphigenie, geschlachtet? Wundervoll, wie sie selbst gleich danach von Apollon den Tod des gefürchteten Sohnes erwünseln möchte. Und auf dieses Gottes Geheiß naht nun der Totgewünschte und tötet, ohne zu zaudern, ohne sich, wie der aischylische Orest, am Grab des Vaters zum Nachwerk zu berauschen, die Mutter, den blutigen Ehebrecher, — mitleidlos, zornlos, in fast heiterer Ruhe. Denn in ihm wirkt, durch seine Hand trifft Apoll. Auch im Drama des Sophokles handeln noch die Götter, treibt, leiser nur, ihr Fluch, ihr Befehl die willenlos taumelnden Atriden. Hofmannsthal's Elektra aber spricht: „Ich hab' die Götter nie gesehn“.

Graufiges sah sie. Die Mutter mordet den arglosen Vater und steigt mit dem Helfer, dem Buhlen, über die zuckende Leiche hinweg, ins blutrünstige Ehebett. Diese Elektra fragt nicht: Wie konntet Ihr, Götter, so Entsetzliches dulden? Nicht: Wann rächt Ihr den Frevel? Sie hat die Götter nie gesehen; wohl aber die Mutter zu ihnen hinaufheulen gehört. Die „will die Götter heruntergrinsen aus dem Nachtgewölk.“ Die ist fromm. Die! Solche Andacht entweicht die Gottheit. Agamemnons Tochter hofft nichts vom Himmel. „Die Götter sind beim Nachtmahl. So wie damals, als Du den Vater würgtest, sitzen sie beim Nachtmahl und sind taub für jedes Köcheln!“ Diese Elektra fragt: Wie konnte Solches geschehen? Was trieb die Unselige ins schändlichste Verbrechen? Tag und Nacht fragt sie, die in Niedrigkeit mit den Mägden hausen muß, deren Jungfrauenleib versiecht; Tag und Nacht sengt ihr immer die selbe Frage den Scheitel. Wie konnte Solches geschehen? Endlich erräth sie, hört vielleicht das Gefinde flüstern, erspäht die Beiden vielleicht gar bei verbuhltem Spiel. Das ist's? Dafür mußte der Vater, der König sterben? Dieser Reiz lockte in Agisth's Arm? Sie denkt weiter; und kann nun bald sprechen: „Ich habe Alles,

was ich war, hingeben müssen. Auch die Scham, die süßer als Alles ist, die, wie der Silberdunst, der milchige, beim Mond, um jedes Weib herum ist und das Gräßliche von ihrer Seele weghält. Ohne Brautnacht bin ich nicht, wie die Jungfrau sind; die Qualen von Einer, die gebärt, hab' ich gespürt und habe nichts zur Welt gebracht". In ihrer Seele schwärzt das Gräßliche und in den Pulsen pocht eiterndes Blut. Junges, lechzendes Blut, dem der stillende Born doch vergiftet ist. Der Gedanke läßt sie nicht los, wird zur dominirenden Vorstellung, zum Krampf, zum *clavus hystericus* im Hirn. Jung, sehnfüchtig, reif, mit aufgestörten Sinnen: und das feine Gefäß bis an den Rand mit Ekel gefüllt. Rache ist ihr nicht nur Hoffnung, dünkt ihr wohl auch Rettung vor sich selbst und dem eigenen Trieb. Widerstände sie sonst? Da des Widerstandes doch kein Weib fähig scheint? Da auf Alle dieses Eine wirkt, auf Matronen noch nur dieses Eine? Nichts Anderes vermag sie zu denken. Um sich unter dem frischeren Leib in ungewohnten Wonnen zu sättigen, hat die Mutter den Vater getödtet. Soll ungeheures vollbringt keine andere Macht. Elektras ganzes Sinnen kreist um diesen Punkt. Ihre Metaphern, ihre Assoziationen findet sie nur im Geschlechtsleben des Weibes. Da sie den Bruder tot glaubt und sich selbst zum Richteramt waffnen will, sucht sie als Helferin Chrysothemis, die Schwester, zu werben. Das sucht auch die Elektra des Sophokles; und redet dem schwachen, furchtsamen Mädchen vom Ruhm, der ihrer harret: „So oft ein Bürger oder Fremdling uns erblickt, begrüßt er gleich uns mit dem Lob: Seht, Freunde, sehet dieses Schwesternpaar! Die haben ihrer Väter Haus erlöst, ihr Leben eingeseht, an ihren Feinden, im Schoß des Glücks, den Sühnetod vollstreckt. Wer müßte sie nicht lieben, hoch verehren!" Sehr feierlich, ganz nach dem Sinn des Harmodios; aber sehr unweiblich politisch. Hofmannsthals Elektra weiß andere Lodung. Nach der That will sie der Schwester den Gatten freien, den die Mutter, weil sie keinen Mann ins Haus wünscht, ihr versagt. „Ich will mit Dir in Deiner Kammer sitzen und warten auf den Bräutigam; für ihn will ich Dich salben und ins duftige Bad sollst Du mir tauchen, wie der junge Schwan, und Deinen Kopf an meiner Brust verbergen, bevor er Dich, die durch die Schleier glüht wie eine Fackel, in das Hochzeitbett mit starken Armen zieht.“ Und während sie die kühlen Brüste der Schwester an sich preßt, wird sie trunken vom Reiz des schlanken Mädchens, dessen ganzes Wesen, wie Opheliens nach Goethes Wort, in süßer, reifer Sinnlichkeit schwebt. Trunken und toll, die Jungfrau, wie eine Mänade. „Schnell schlüpfst Du aus dem blutigen Gewand mit reinem Leib ins hochzeitliche Hemd.“ Denkt sie nur an die Schwester? Sehnt nicht auch selbst sich ins bräutliche Kleid? . . . Da kommt

Dreß. Rache ist Rettung. Ihr Dolch, ihr Schwert, ihr Beil ist der Bruder. Und als die Opfer gefällt sind, ist Elektras Tagewerk gethan. Noch einmal zuckt es, wie beim Dionysosfest, durch ihre abgezehrten Glieder. „Ich trag' die Last des Glückes und ich tanze vor Euch her.“ Die Last des Glückes: so sprechen befruchtete Frauen. Und so empfindet sie: wie Geschlechtsbefriedigung, Erfüllung ihres Weibwesens. Tanzen möchte sie; und stürzt im Triumphtanz und liegt starr. Die wüthende Biene, die das Mörderpaar so lange umschwirrt hat, ließ ihren Stachel in der Wunde und stirbt an der Verstümmelung.

Diesen Tod hat sie geahnt, im Traum sicher vorausgesehen. Als sie die Mutter, die Vereiterin furchtbaren Schicksals, mit doppelt zielendem Hohn eine Göttin nannte und Klytaimestra für solche Lästerung auch ihr nun mit dem Nordbeil drohte, rief sie der Sündigen ins sahle Gesicht:

Wahrhaftig, wenn Du keine Göttin bist,
Wo sind dann Götter? Ich weiß auf der Welt
Nichts, was mich schauern macht, als wie zu denken,
Daß dieser Leib das dunkle Thor, aus welchem
Ich an das Licht der Welt gekrochen bin.
Auf diesem Schoß bin ich gelegen, nackt?
Zu diesen Brülsten hast Du mich gehoben?
So bin ich ja aus meines Vaters Grab
Herausgekrochen, hab' gespielt in Windeln
Auf meines Vaters Nichtstatt! Du bist ja
Wie ein Koloss, aus dessen ehernen Händen
Ich nie entsprungen bin. Du hast mich ja
Am Zaum. Du bindest mich, an was Du willst.
Du hast mir ausgespien, wie das Meer,
Ein Leben, einen Vater und Geschwister:
Und hast hinabgeschlungen, wie das Meer,
Ein Leben, einen Vater und Geschwister.
Ich weiß nicht, wie ich jemals sterben sollte
Als daran, daß Du stirbst.

Kennt Ihr sie nun? Höret auch die Schwester, in der kein Dämon,
nur ein an ererbtem Gift fränkender Frauenvunsch wohnt:

Rinder will ich haben,
Bevor mein Leib verwehrt, und wärs ein Bauer,
Dem sie mich geben: Rinder will ich ihm
Gebären und mit meinem Leib sie wärmen
In kalten Nächten, wenn der Sturm die Hütte
Zusammenschüttelt!

— — — — —
Mit Messern
Gräbt Tag um Tag in Dein und mein Gesicht
Sein Mal und draußen geht die Sonne auf

Und ab; und Frauen, die ich schlank gekannt hab',
Sind schwer von Segen, mühen sich zum Brunnen
Und heben kaum den Eimer; und auf einmal
Sind sie entbunden ihrer Last und kommen
Zum Brunnen wieder und aus ihnen selber
Rinnt süßer Trauf und säugend hängt ein Leben
An ihnen und die Kinder werden groß —
Und immer sitzen wir hier auf der Stange
Wie angehängte Vögel, wenden links
Und rechts den Kopf und Niemand kommt . . .

Nein: ich bin

Ein Weib und will ein Weiberschiedsal.

Reife, süße Sinnlichkeit; die aber dicht schon an Hysteromanie grenzt. Wenn Gelegenheit das Bäumchen schüttelte, stiele die Frucht sogleich herab. Und als Dritte im Bunde die verruchte, verbuhlte, verwüstete Mutter mit den müden, über wunden Aughöhlen angstvoll himmelan starrenden Eidern im bleichen Wulstgesicht; schlaflos, von schweren Hysteriekrämpfen gepeinigt, von jedem Wispern geschreckt, mit Schuggöhenbildern behängt und unter dem Pomp ihrer Edelsteine „lebend, vergehend wie ein faules Nas.“ An ihrer geilen Tücke sichtet Alles, sichtet sie selbst dahin. Brunst trieb zum Gattenmord, schwält im Gehälts des Hauses fort, das dem Priapos und der Kybele unheilvoll geweiht scheint; und die Töchter spüren das schändliche Erbe im Brennpunkt des Willens. Nur der Sohn, der als Knäblein weggeschafft wurde, blieb bewahrt. Und wieder erneut sich die Klage: Warum mußte dieser Fremdling, der wesenlose, uns in die Tragödie tölpeln? Euripides, der seine Elektra dem Pylades vermählt, hat die Hörer kaum ärger gekränkt. Die drei Weiber mußten die Weibersache unter sich allein ausmachen. Denn hier vollendet sich nicht das Schicksal der Tantaliden. In solche Höhen reckt der Wiener sich nicht. Mit Jovis Keule zu spielen, traut sich der Kluge nicht zu; und wie Selbstvertheidigung klingt's, wenn er in dem schmalen Buch über Victor Hugo sagt: „Der poetisch veranlagte Geist will Alles, Verschuldung und Sühne, das Handeln und seine äußerste Wirkung, in den Raum eines Menschenlebens drängen, und was darüber hin ausgeht, dafür ist er stumpf.“ Das paßt nicht ganz auf den Sonnenkletterer, der die Säkularlegende vernahm und die Misérables schuf; doch ganz und gar auf den Dichter dieser Elektra. Er mußte sich wahren. Wenn ein Dreßtes das Holzgerüst beschreitet, folgen die Schatten des Atreus, des Tantalos ihm und für diesen Riesenspul ist in einem Menschenleben nicht Raum. Diese Elektra sühnt nicht die Schuld der Ahnen, sondern rächt, hitziger noch als den Vatermord, an der unkeuschen Mutter die dem Geschlecht angethane Schmach und die Beschmutzung

der jungfräulichen Seele. Eine Weibersache; ein Frauenkrieg, in dem die Un-
geschwächte, vom Mann nie Erkannte über die von Lüsten Zerfressene siegt.

Hier ist keine Polis, werden nicht Siegerkränze noch Bürgerehren ver-
liehen. Sind wir denn in Hellas? Wie eine Orientalenfürstin, mit Elfenbein,
Edelstein und Talismanen geschmückt, schleppt Klytimestra den von allzu
wilder Paarung erschöpften Schoß im Scharlach umher; und ihre Vertraute
ist ein ägyptisches Weib. Asiens Sonne scheint in den Säften der Mädchen zu
glühen. Die kultivirten Athener, die dem Sophokles zuzuschauen, hätten sich
nicht erkannt. Doch auch nicht von ihnen berichtet die Tantalidenlegende; von
den Griechen der Mythenzeit, die von Asien so viel empfangen. Das Barbarische,
grausig Groteske hat der schlanke, elegante Oesterreicher mit einer Bildgewalt
getroffen, die von seiner behenden Artistenkunst nicht zu erwarten war. Als
Meister rhythmische Rede (wie arm ist selbst Grillparzer hier gegen den jungen
Vandsmann!) kannten wir ihn; kannten sein Malerauge, das die Menschen
sieht, nicht nur pußt, seinen Venezianergeschmack und den flinken Poetengeist, der
in tönenden Bildern denkt. Zuersten Mal aber fanden wir ihn stark; war
ers nur, weil er heftig sein durfte? Er ist nicht Sophokles, wird, wenn nicht
alle Zeichen trügen, dem Wollen eines ganzen Volkes nie die Zunge lösen. Aber
sein Frauentertzt überflingt, überschreibt vielleicht das Lied der attischen Ephe-
ben, die nur ins Weiberkleid gesteckt sind. Kein Lebender hat ein Mädchen wie
diese Elektra auf die Bretter gestellt. An Hippolytos und Penthesilea, an Rho-
dope und Hamlet läßt sie uns denken. An die Opfer der unerbittlichen Aphro-
dite, die milden Sinnes zum Mord gedrängt wurden; an die allzu Keuschen,
die sich, aus Furcht vor der in Empfänglichem schnell zeugenden Sonne, niemals
entschleiern wollten; an den Sohn, der die Mutter von dem gedunsenen König,
dem Mörder seines Vaters, ins Bett gelockt sieht. (Dürfte der Arzt sie nicht Alle,
den vor dem Liebchen so schamlos schwagenden Dänenprinzen voran, hysterisch
nennen?) Weit sind wir von den kleinen Götterintriguen, den Mißverständ-
nissen und Abstraktionen des Sophokles. Jrgendwo in wilder Menschenwelt.
Im Purpurzelt eines Hordenthans. Im goldenen Priesterhaus eines Asiaten-
tyrannen. Und vernehmen ein Geraun, dann ein Getreisch von Jungfrauen-
mord. Die Buhsucht der welfen Mutter hat einem Mädchen den Vater geraubt,
den Herrscher der alten Zeit, hat die Ehrfurcht vor dem Schoß geköpft, der dem
Kinde ein Heiligthum sein sollte, die Lust, das Ziel allen Weiblebens für immer
vergiftet. Der dreifach Betroffenen steigt eine Blutwelle auf, Mutterberei-
tschaft und Nachsucht umschlingen, befruchten einander: und neben dem bluten-
den Weib, der sie trug, wankt die entlebte Tochter im letzten Tanz. W. S.